

DICHTUNGSRING 44

Zeitschrift für Literatur

*...UND DEN KOPF
ZUR WAND GEDREHT*

Anthologie

zum

Literaturpreis **DICHTUNGSRING**

2014

Impressum

Dichtungsring Nr. 44

Gegründet 1981 von A. Knauth et al.

Herausgeber dieser Nummer

Francisca Ricinski, Elke Engelhardt und Christoph Leisten

Layout, Satz

Christian Knieps

Korrektur

Werner Brand und Monika Lamers

Druck

Druckerei Pressel, Remshalden

Redaktion und Autorengruppe

Bernd Beißel, Sabine Bentler, Ulrich Bergmann, Werner Brand, Rainer-Maria Gassen, Ines Hagemeyer, Franz Hofner, Alfons Knauth, Christian Knieps, Thomas Krämer, Rita Kupfer, Monika Lamers, Theodor Payk, Francisca Ricinski-Marienfeld, Horst Saul, Susanne Schmincke, Gerd Willée, Gisela Zimmer.

© Copyright bei den Autoren

Die Texte des Heftes werden (außer bei Einspruch durch Autoren) auf der Homepage des Dichtungsring veröffentlicht

Redaktionsadresse

Dichtungsring e.V., c/o Ulrich Bergmann, Rudolf-Stöcker-Weg 26, 53115 Bonn

E-Mail: redaktion@dichtungsring-ev.de

Unveröffentlichte Manuskripte, möglichst digital, erbeten an die Redaktionsadresse. Bitte haben Sie Verständnis, dafür, dass wir kein Honorar zahlen können. Beachten Sie bitte die Hinweise für Autoren im Internet.

Preis dieser Ausgabe

9,00 Euro plus Versandgebühren

Bankverbindung

Sparkasse Köln Bonn

BLZ: 370 501 98, Konto: 145 014 437

IBAN: DE 22 3705 0198 0145 0144 37

BIC: COLS DE 33

ISSN 0724-6412

UST-ID: DE 122661493

Editorial

Natürlich ist *Irre* – in seinen verschiedenen Bedeutungen, vielschichtigen Aspekten und Manifestationen – kein neuer Begriff dieser Zeit. Schon die antike Welt kennt einen solchen Zustand, allerdings ohne ihn streng zu pathologisieren. Und wenn man Seneca und Aristoteles zurücklässt und mehrere Epochen überspringt, trifft man auf die tragischen Gestalten der Moderne, Schriftsteller und Künstler, die, trotz unheilbarer Störungen ihrer Psyche und körperlicher Qualen bis hin zur Selbstzerstörung, bedeutende Werke schufen. Die Liste ist lang ... Aber, selbst wenn die Autoren dieser Anthologie zum Glück nicht, wie ihre illustren Kollegen, durch geistige Andersartigkeit auffallen oder über eigenes Seelenunheil klagen, erkennt man hier und da ihre empathische Partizipation oder sogar die Umrisse einer Identifikation mit den erzählten Schicksalen.

Schreiben heißt, sich selber zu lesen. Diese subtile Behauptung von Max Frisch würde dort zutreffen, wo Autoren während des Schreibens auf Distanz zum eigenen Ich gehen, um darüber neue Erkenntnisse zu gewinnen. Im Gegenteil aber auch, wenn die Figuren wie Splitter des eigenen Wesens oder eigener Fantasie wirken.

Die ausgewählten Texte – jeder auf seine Art – geben den Anderswirkenden, Traumatisierten und Seelischgepeißelten (die zwischen Hinnahme, Zweifel und obsessiver Erinnerung schwanken) ihre Würde zurück. Auch den Schrägen, Unangepassten, Verirrten einer närrischen, anmaßenden Welt und Gesellschaft, denen, die zu ihrem Selbst nicht mehr finden oder immer noch auf der Suche sind. Sie zwingen quasi den Leser umzudenken, jenseits von Normen, Schablonen und Schranken.

Nicht weniger suggestiv und anregend die Bilder von Doris Distelmaier-Haas. In diese scheinen Wörter und Sätze, ganze Geschichten übersiedeln zu wollen und noch weiter zu ziehen ... *Man muss sich irren, man muss unvorsichtig sein, man muss verrückt sein. Sonst ist man krank.* Die irre Weisheit eines Chansonniers namens Jacques Brel.

Francisca Ricinski

Das Erzählen aus einem Bild heraus. Was für ein Bild wäre das, wenn das Thema des Erzählens „Irre“ ist?
Darauf war ich neugierig.

Die Autoren der eingereichten Texte haben sich Gedanken gemacht, wie es sich anfühlt, irre zu sein, aus welchen Gründen einer den Verstand verlieren kann, aber auch, was als verrückt angesehen wird. Die essayistischen, lyrischen und erzählerischen Auseinandersetzungen mit der Thematik waren vielfältig. Letztendlich bewegen sich die Texte dennoch zwischen den Vorstellungen, die wir vom „irre sein“ haben, und dem Bewusstsein, dass es häufig nur unser „ver-rückter“ Blick ist, der die Dinge fremd und irrsinnig erscheinen lässt.

Ob sie der Verrücktheit durch die Zeitgeschichte folgen, tief in ein abweichendes Hirn einzudringen versuchen, oder mit dem Leser und dessen Vorstellungen (und Voreingenommenheiten) spielen, stets begegnen die Texte dem anderen Blick, dieser „anderen Seite meiner Seele“, wie Pessoa es in einem seiner Gedichte nennt, mit Respekt und sprechen eine Einladung aus, sich diese andere Seite näher anzusehen, um letztendlich zu entdecken, die Bilder gleichen sich, allein die Perspektive differiert.

Elke Engelhardt

Dass das Phänomen des Irrens ein bedeutender Aspekt auf dem Weg zur Erkenntnis ist, wissen wir spätestens seit Hegels „Phänomenologie des Geistes“. Die Furcht zu irren, so Hegel, ist selbst schon der Irrtum. Dabei bedürfte es nicht einmal der neuzeitlichen Philosophie, um sich Gewissheit zu verschaffen über das fruchtbare Potenzial des Irrens: Ein flüchtiger Blick in die Frühzeiten abendländischer Literatur genügt, um sich der Irrfahrten des Odysseus zu erinnern und damit eines Motivs, das die Geschichte der Literatur durchzieht wie kein anderes. Das Irren, die Irre, das Irre: Von diesen Motiven ließen sich auch die Autorinnen und Autoren inspirieren, die an der Ausschreibung des DICHTUNGSRING teilnahmen. Und es waren viele, sehr viele Dichterinnen und Dichter, die uns ihre Texte zusandten. Entsprechend arbeitsaufwändig – aber auch inspirierend – war die Sichtung der Wettbewerbstexte. Alle eingereichten Arbeiten wurden von uns Jurymitgliedern mehrfach gewissenhaft gelesen, um schließlich die – in dieser Ausgabe zusammengetragene – engere Auswahl zu treffen und die Preisträger zu bestimmen. Aufgrund der Menge der Einsendungen konnten in der Endauswahl längst nicht alle Texte, deren Abdruck wünschenswert wäre, berücksichtigt werden. Mancher Kompromiss war erforderlich. Überzeugt haben uns schließlich am meisten jene Texte, deren fruchtbares Potenzial sich darin zeigt, dass sie das Thema auf mutige, mitunter auch ungewöhnliche, neue, überraschende und damit bereichernde Weise interpretieren.

Christoph Leisten

Inhalt

Titelbild: Doris Distelmeier-Haas: *Totale Explosion (Mischtechnik)*

Impressum

Editorial

Die Preisträger

Doris Anselm	Rose und Marille	9
Mónika Koncz	Artaud selbdrift	12
Julia Lajta-Novak	Neubeginn	13

Doris Distelmeier-Haas

Im Reigen der Nacht (Mischtechnik)

17

Labyrinth

Philip Krömer	Robinsonade am Pont Neuf	19
Rüdiger Butter	Interpunktion	25
Elias Hirschl	Gesprächstherapie	26
Bertram Reinecke	Das sogenannte Nachrichtenfragment	29
Julia Frick	Ah! Meise!	34
Anja Liedtke	Toiletten-Neurose	35
Tobias Lewkowicz	berlin savigny	39
Kamila Stadniczuk	Labyrinth	41
Werner Pelzer	Lady de Ment	45

vogel • fremd

Carsten Weber-Isele	Otto Falser verliert	47
Axel Görlach	vogel • fremd	51
Christian Folde	Ausrasten	52
Ulrike E. Hornung	Alter ist keine Krankheit, Frau G.	56
Doris Distelmeier-Haas	<i>Der blaue Rausch (Mischtechnik)</i>	57
Tobias Lewkowicz	Schwarze Nächte – dragons	58
Jule Weber	Texte	59
Kerstin Becker	Hochgradig	63
Doris Distelmeier-Haas	<i>Wahntänze (Mischtechnik)</i>	66

Blütenweiße Wände

Anastasia Schmidt	Bubentraum	68
Werner Weimar-Mazur	kopenhagen deutung	71
Axel Görlach	irr • licht	72
Birgit Brüster	Irre oder Blütenweiße Wände, schwarzblaue Nacht	73
Axel Görlach	montmartre • verirrt in	78
Elke Sarwey	Irre	79
Werner Pelzer	Ante portas	84
Signe Ibbeken	Gesundheitskontrolle	85
Michael Eisenkopf	Kinderlachen	87
Doris Distelmeier-Haas	<i>Puppenseelen (Mischtechnik)</i>	91
Isabella Vogel	Russisches Püppchen	92
Jens Kaup	Gib sie wieder her	93
Michael Elias Graul	Ein schöner Tag	96
Iris Muhl	wurstarme	99
Iris Muhl	claus mit c	100
York Freitag	babel	101
Doris Distelmeier-Haas	<i>Babylonia (Mischtechnik)</i>	105

Der Kehrer

Jan-Eike Hornauer	Die Kugeln im Kopf	107
Andrea Stenzel	Der Faden der Ariadne	111
Alex Judea	Der Kehrer	116
Doris Distelmeier-Haas	<i>Irrsand (Mischtechnik)</i>	119
Werner Pelzer	Sirius	120
Werner Weimar-Mazur	wendekreis des kolibris	121
Doris Distelmaier-Haas	Sekundenstücke oder vom Irrsinn des Seins	122
Werner Weimar-Mazur	undulation	128
Werner Weimar-Mazur	Aθήνα 1980	129
Doris Distelmeier-Haas	<i>Weltenrad (Mischtechnik)</i>	130

Autoren

131

Rückseite: *Francisca Ricinski & Fulvia-Isolda Dietz: Wenn Wörter irregehen (Textcollage)*

Die Preisträger

Doris Anselm

Rose und Marille

Von verlorenen Eiern wird Greta schlecht. Also gibt es heute welche. Die Mehlschwitze klumpt und Greta schluckt muffigen Dampf, als sie die Eier hineinröhrt. Es kann nicht immer nur nach Gretas Mütze gehen. Fertig. Am Tisch, beim Aufstippen der letzten Soßenschlieren, sind ihre Augen nass vor Übelkeit. Nee, Greta,bettelt sie, das brauchst du allzu bald nicht wieder machen. Und sie lenkt ein: Vertrag ich auch nicht mehr. Das schwere Zeug. Sie stößt auf und hält die Hand nicht vor. Na. Muss das sein.

Aber wenn sie heimkommt! Aus der Stadt zum Beispiel. Dann findet sie meist einen Zettel vor. Ein abgerissenes Kalenderblatt, auf dessen Rückseite zwischen zwei Kugelschreiberherzen steht: Bin in der Stadt. So muss sie sich nie Sorgen machen. Das ist lieb.

Und: Im Café Gärtner kennt man sie. Die zwei Likörgläser kippeln auf dem dicken Schonbezug der Tischdecke. Greta nimmt Rosenlikör, Greta Marille. Es ist wichtig, dass man im Kleinen das kriegt, was man mag. Zum Wohl, kichern die Gläser, zum Wohl, und ziehen ein paar Blicke an. Immer guckt jemand, wenn erst ein Schluck Rose verschwindet und dann ein Schlückchen Marille. Die Leute schmecken mit den Augen Marillenrose. Papperlapapp. Sie spüren nicht den Frieden in den Bäuchen.

Greta kommt heim. Bringst Du bitte eine Tüte Milch mit, steht auf einem Zettel. Es fehlt das Kugelschreiberherz. Bei Durchsicht ihres Einkaufsnetzes stellt Greta fest, dass sich darin keine Milch befindet. Nun geht es los. Nicht den kleinsten Gefallen kann sie tun, zuhören ohnehin nicht, aber wenn sie extra einen Zettel schreibt, darf sie wohl noch hoffen, dass der gelesen wird. Wir können auch aufhören mit dem ganzen Unsinn, sagt Greta. Die Messer klappern in der Schublade, alle stumpf. Bitte nicht.

Alfred hätte aufgeräumt. Wenn er noch da wäre, wenn er zufällig jetzt gerade da gewesen wäre, hätte er aufgeräumt, er hätte die Messer geschliffen und wäre erst

nach getaner Arbeit wieder gefahren, Alfred, der Handelskapitän. Damals hatte es den Unsinn nur gegeben, wenn die Alleinwochen zu lang wurden, monatelang.

Greta hilft Greta aus dem Hausanzug. Sie geht niemals im Streit zu Bett. Im Schlafzimmer ist es nur mäßig dunkel. Aber warm. Auf die Schlafter temperatur hat sie sich einigen können. Warm genug, dass niemandem die Hände kalt werden. Tut mir leid, sagt auf Gretas Rippen eine Hand, und die Rippen antworten, schon gut. Die Hand verstreicht die roten Blumen des Nachthemds. Erinnerst du dich noch an Alfred, flüstert sie. Der hatte vielleicht Hände. Aber Greta will an keinen Alfred denken, Hände hin oder her, hin und her, mit oder ohne Alfred, oh, immer noch das beste Mittel, um einen Streit zu vergessen. Es ist schön warm im Schlafzimmer.

In der Haushaltsskasse fehlt ein Betrag. Greta hat zweimal ein neues Kalenderblatt genommen, bekritzelt und zerknüllt, sie hat den Taschenrechner gesucht, die Batterien herausgepult, geschüttelt und wieder eingelegt. Papperlapapp. Die Kalenderblätter und der Taschenrechner sind sich einig. Greta muss beichten: Sie hat sich etwas abgeknapst vom Haushaltsgeld und gehofft, dass sie es nicht merkt. Wofür? Das weiß sie auch nicht mehr. Da hat man sich vertraut.

Bin beim Arzt, steht auf dem Zettel, als sie heimkommt. Und, fragt sie? Setz dich erst mal hin. Kaum angepackt hat er mich, es packt einen ja kein Arzt mehr an. Sie schüttelt den Kopf. Dafür gibt es jetzt Werte. Und die Werte sind schlecht, ganz schlecht. Greta macht Kaffee und trinkt ihn dankbar aus. Da wären vor allem der Kopf und der Bauch. Was ist mit dem Bauch? Ich soll zu einer Spiegelung. Darauf muss Greta etwas antworten. Na, lacht sie zitternd in die Tasse, und der Kaffee schlägt Wellen, du hast ja früher auch keinen Spiegel ausgelassen.

Greta versucht wie jeden Mittag einen Mittagsschlaf. Daneben liegt Greta und hat sowas von genug. Trägheit und Müßiggang. Das verblödete Blinzeln über der Einkaufsliste. Das dauernde Aufstoßen. Magen hin oder her, man könnte sich zusammenreißen. Schön anzuhören ist das nicht. Aber das scheint ihr inzwischen egal zu sein.

Ein paar Tage danach, im Wartezimmer, tut es ihr leid. Weil sie ihre Hand so gut hält. Die Linke drückt munter die Rechte, als ob sie nicht leicht kaputtgehen kann.

Frau Just, bitte? Die Spiegelung tut weh. Genug, dass Greta sich den Wunsch nach einem Taxi diesmal nicht abschlägt. Auf der Fahrt wird natürlich geschwiegen.

Zuhause kocht sie keinen Kaffee. Wenn man ehrlich ist, und ehrlich sollte man sein nach den Jahren, dann war es schon lange kein Zustand. Da mussten gar nicht erst die Werte kommen. Da wäre vor allem der Kopf. Na und? Wir hätten da eine Art Spaltung. Das ist doch gar nicht das Problem. Das Problem ist, dass du dich keinen Scheiß mehr für mich interessierst. Greta, sieh es ein. Sie steht vom Küchentisch auf und dreht sich weg. Rückt etwas gerade. Jetzt lass doch den Kalender.

Es wird ein Machtwort gesprochen und eine Entscheidung gefällt. Nur zur Beobachtung. Zuerst schimpft Greta immer mit der Schwester, weil die sich weigert, einen Stuhl ans Bett zu rücken. Für wen denn? Nach ein paar Wochen hört das Schimpfen auf. Greta will nicht, dass Greta sie weiter besucht.

Wenn ich einfach nur weiß, dass du bleibst, wie du bist, murmelt sie, die Augen halb geschlossen, und dass du die Wohnung in Schuss hältst.

Natürlich, sagt Greta.

Und nicht so viele Zettel verbrauchst.

Bestimmt nicht.

Und wenn du mal einen Marillenlikör für mich mittrinkst.

Nee, sagt Greta.

Wieso nicht, murrt es vom Kissen.

Marille schmeckt scheußlich.

Papperlapapp, sagt Greta und dreht den Kopf zur Wand, damit niemand ihr Lächeln sieht. Niemand außer Greta.

Mónika Koncz

Artaud selbdritt

Der Elektroschock lässt mir nichts als Verzweiflung.

Antonin Artaud

an Dr. Jacques Latrémollière 6.Jan. 1943

dein Schrei
unter Hochspannung erzeugt
könnte einem Bild entnommen sein
wäre da nicht der Geschmack
von saurem Wein und verdorbenem Essig

es gab Zeiten, da hat er gerne Terpentin
getrunken und in den Nachtcafés
von Arles Farben gevespert
einen haselnussbraunen Strauch
mit violettem Laub, dann als Nachgang
eine Fliederhecke
zu Hause hat er sich sein Bett
erst hingemalt,
statt zu schlafen gelbe Linden in
Kugelform geschnitten
grüne Schnapsgläser geleert
und Ähre an Ähre gereiht
bis zuletzt der Schnitter Tod
die Klatschmohnköpfe erntet

du trinkst von deinem sauren Wein
und schmeckst sein Blut
das als erdfarbene Emulsion
für die sommergelben Äcker
vom erschütterten Pinsel tropft
in einem Bild mit zwei Krähen
seinem letzten
finde ich euch beide vereint

Julia Lajta-Novak

Neubeginn

„Komm, setz dich“, sage ich zu Rudi. „Nein, passt schon, bleib nur sitzen“, sagt er, und was er meint, ist „Bitte nochmal“, das sagen seine grauen Augen, als ihre Pupillen größer werden und seine Stirn sich wie eine Faust ballt und die rasierten Brauenstriche faltet, und so biete ich ihm nochmal meinen Stuhl an, weil ich das schon kenne, und schließlich zappelt er seit zwanzig Minuten rum, klopft mit seinen Doc Martens den Boden ab und macht alle wahnsinnig. Hier drinnen kann er nicht rauchen. Das ist, wie wenn ich ihm eine Kekspackung hingehalte und er nein-dankt mir und kann von den Keksen nicht wegsehen, und wenn ich dann nochmal frage, nimmt er eins, und so ist es auch jetzt. „Na gut“, sagt er und dann setzt er sich und dann steh ich eben. Mir macht das nichts aus. Jetzt kann ich meinen Penis aus seiner beklemmten Lage lockern. Ich sehe Rudi von oben, seine rasierte Glatze, das rot gefärbte Bärtchen und den Ohrring mit dem kleinen Silberkreuz, und ich sehe, dass auch die anderen ihn ansehen, als er mit seinem Harley-Shirt über seinen Bauch wetzt, und ich frage mich, ob Bauchfalten jucken können, so innen drin, und ich denke mir wieder einmal, arme Sau, denke ich mir. Seine Haut löst sich auf, da unter den Augen ist sie schuppigrot, und er kratzt und immer wieder fällt etwas, und ich überlege, ob die Frau gegenüber mit der Brille, ob die seine Schuppen sehen kann, die kleinen weißen Fetzen auf dem schwarzen Harley-Shirt, und ob er sich schämen sollte, oder ich mich für ihn, aber was kann ich sagen. Bei Neubeginn ist man sehr tolerant.

Ich konzentriere mich auf die Brillenfrau, denn die daneben habe ich lange genug studiert. Ich weiß nicht, was der Brillenfrau fehlt. Es ist schwer zu sagen. Beim Grüßen klang ihre Stimme normal, also erkältet ist sie nicht. Sie stöhnte nicht beim Hinsetzen, sie greift sich nicht auf den Bauch. Vielleicht juckt ihr Anus, denke ich, und fast lache ich laut, denn sie sieht so ordentlich aus. Keine Ahnung. Ganz anders die Frau daneben mit den beiden Buben. Alle drei Nasen laufen, unentwegt. Die Frau schnäuzt sich alle paar Minuten. Den Buben muss einmal jemand das Taschentuch erklären. Aber nicht ich. Die junge Frau neben Rudi hustet und hustet wie ein kaputter Traktor, und Rudi dreht sich jedes Mal rasch von ihr weg. Irgendwas ist heute mit Rudi, denke ich. Die Buben sind unruhig. Der ältere bekommt das Familienhandy zu fassen und beginnt mit einem Spiel, das piepst,

und der kleinere springt um ihn herum und will auch, und ich weiß sofort, dass Rudi das nicht gefallen wird, und ich werde etwas nervös. „Kevin, dreh das Handy leise“, sagt die Frau. Eins zwei drei vier fünf sechs Leute noch vor uns, sieben, wenn man die beiden kleinen als halbe mitzählt, und Rudi ist die ganze Zeit schon unrund, und etwas zu warm ist es hier. „Dreh bitte das Handy leise.“

„Herr Weber“, ruft endlich die Hilfe, und der alte Mann, der mit geschlossenen Augen in der Ecke gehockt hat, richtet sich auf und schleicht zur Tür. Rudi rückt ins Eck, weg von der jungen Hustenfrau, und so setze ich mich eben auf seinen Platz. Aus dem Augenwinkel sehe ich zu, wie die junge Frau ihre Uhr vom Handgelenk zieht und in ihre Westentasche steckt. Es ist eigentlich eine Herrenuhr und keine billige, und ich frage mich, warum sie eine Herrenuhr trägt, denn sie sieht eigentlich nicht aus wie eine, die Herrenuhren trägt, und warum sie sie abgenommen hat. Die Sessel erinnern mich an die Essgarnitur meiner Mutter. Auf Rudis Stirn stehen die Schweißperlen, eine wird zu schwer und stürzt ab. Rudi atmet laut aus, so laut, dass der kleine Bub ihn neugierig ansieht. „Alles ok?“, frage ich ihn, und aus seinem Blick schließe ich, dass er unzufrieden ist mit mir und meiner Frage und der Gesamtsituation, aber sagen tut er nichts.

„Lukas, hör auf die Pflanze zu treten“, sagt die Frau mit den Buben. „Bitte, hör auf damit!“ Die Pflanze ist ein großer Ficus Benjamina auf Rädern. Vielleicht rollen sie ihn außerhalb der Ordinationszeiten anderswo hin, denke ich, vielleicht zum Augenarzt nebenan, um Geld zu sparen. Dieser Herr Weber muss mächtig krank sein, denke ich. Er ist schon eine ganze Weile bei der Ärztin drin. Oder vielleicht will er nur reden. Manchmal sind alte Leute sehr alleine. Der kleine Bub, der Lukas heißt, lässt sich auf die Knie fallen und krabbelt der Mutter zwischen die Beine. „Komm da hervor und setz dich hin!“, sagt die Frau. „Komm sofort da hervor!“ Rudi verdreht die Augen, atmet laut, verlagert sein Gewicht auf die andere Pobacke. „Du sollst da hervorkommen!“ „Mein Gott“, sagt Rudi, aber leise. „Ich will aber schlafen“, sagt Lukas. Er rollt sich unter dem Stuhl zusammen, wischt sich mit dem Ärmel den Rotz vom Gesicht und schließt die Augen. Die Frau bückt sich nach ihm, will ihn hervorzerren, aber er hat sich zwischen den Stuhlbeinen verkeilt. Unverrückbar.

Die Hilfe kommt herein und legt zwei neue Magazine auf den Glastisch in der Mitte des Zimmers. „Hören Sie“, zischt Rudi. „Wir waren schon um halb acht hier, aber da hieß es, vor acht kämen nur die Blutabnahmen dran, die Ordination beginnt um acht, man kann sich erst ab acht anmelden.“ Rudis Stimme ist voll von

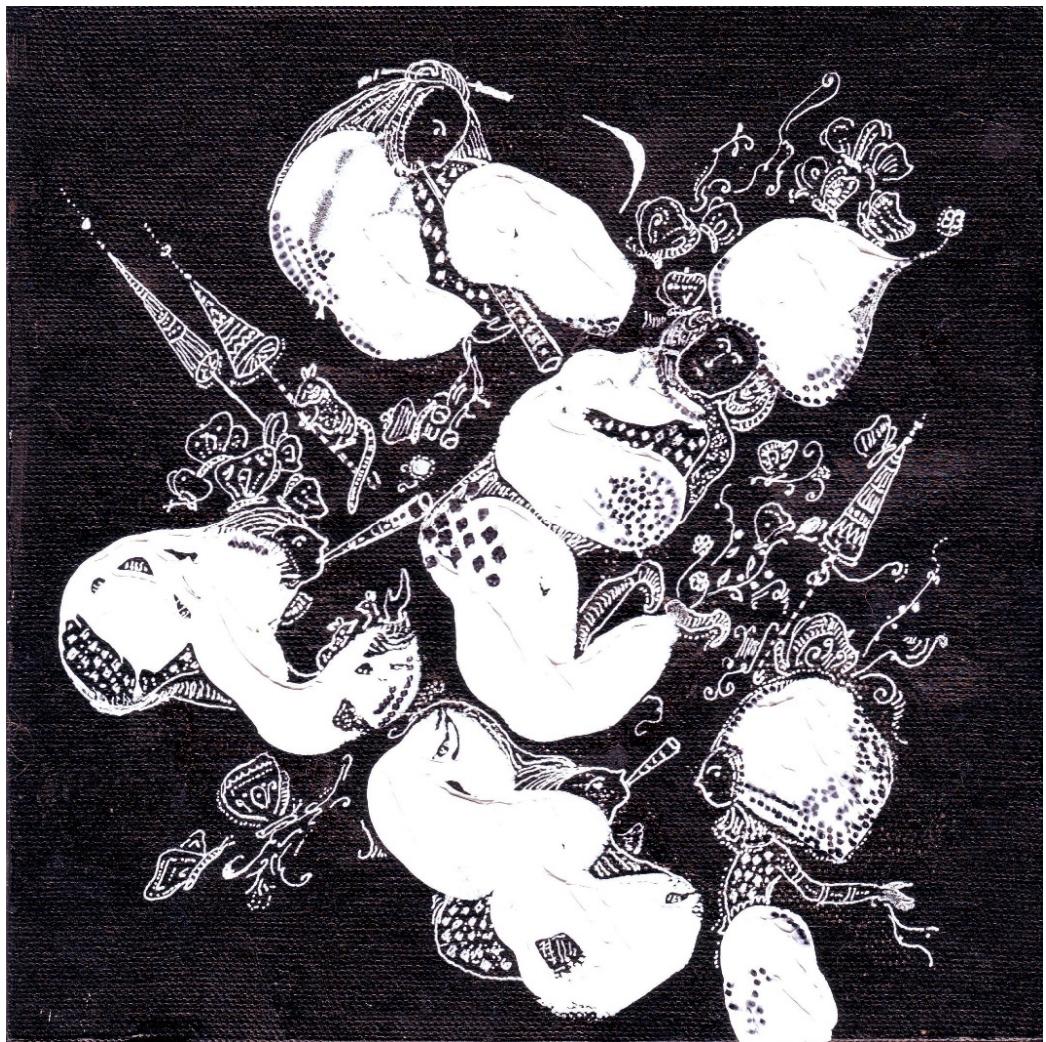
Zorn, und ich mache mir Sorgen. So habe ich ihn noch nie erlebt. „Dann sind wir Punkt acht wieder hier gewesen, und jetzt sind plötzlich alle diese Leute vor uns dran? Es ist nach neun!“ Die Hilfe murmelt etwas Entschuldigendes, oder nichts Entschuldigendes, sie verlässt den Raum. Ich bin peinlich berührt, ich weiß, ich sollte etwas sagen, Rudi irgendwie beschwichtigen. „Ist doch nicht so schlimm“, sage ich. Ich versuche es so zu sagen, dass es beruhigend klingt, aber nicht so, als spreche ich mit einem Kind, denn das wäre respektlos. „Nicht so schlimm?“, ruft Rudi laut. „Was heißt da nicht so schlimm?“ Er dreht sich weg zum Fenster und flüstert „Das gibt's nicht. Das pack ich nicht. Ich pack's nicht.“ Er flüstert es so, dass es jeder hört. Ich denke, dass er sich wohl wieder beruhigen wird, und dass gemeinsame Arztbesuche eigentlich unnötig sind, aber mit Neubeginn ist es nun mal so vereinbart.

Rudis Telefon läutet, er fischt es aus seiner Jackentasche, das alte Ding mit den abgekratzten Druckknöpfen. Ich merke, dass mein Hintern mir langsam weh tut, meine Finger kribbeln. Es ist wirklich sehr warm hier. „Ja. Ich bin beim Arzt“, sagt Rudi dem Telefon. „Nein, nein, das war nicht... was heißt, du willst ausziehen?“, ruft er. Im Zimmer sehen alle weg. „Nein. Nein, das bereden wir, wenn ich zuhause bin“, sagt er und steckt das Handy weg. Das ist nicht gut, denke ich. Der große Bub, der Kevin oder Lukas heißt – ich weiß es nicht mehr, weil ich so beunruhigt bin – tritt mit dem Fuß unter den Stuhl und auf seinen Bruder ein. Der kleine Bub, der Kevin oder Lukas heißt, fährt zusammen und beginnt zu heulen. Er winselt in einem hohen, steten Ton wie ein Hund.

„Frau Malcher“, ruft die Hilfe, und die Frau mit der Brille steht auf und geht zur Tür. Rudi steht auch auf. Sein Kopf ist dunkelrosa, vom Kinn bis zur Glatze. Ich stehe mit auf. Ich habe Angst vor dem, was jetzt kommt, und denke, dass ich im Stehen eher bereit dafür bin. „Das darf doch nicht wahr sein!“, schreit Rudi, als er der Hilfe ins Vorzimmer nachläuft, „Das lasse ich mir nicht gefallen!“ Im Zimmer ziehen alle die Beine unter die Stühle, machen sich klein und sind still. Ich folge Rudi ins Vorzimmer, wo die Hilfe auf ihn einredet, lauter und lauter. „Eine Frechheit!“, schreit Rudi, und ich bete, dass er ihr nicht eine auflegt, weil, was tu ich dann? „Rudi“, sage ich, aber leise. Ich fühle mich elend und unfähig. Die Ärztin platzt aus dem Behandlungszimmer und hilft ihrer Hilfe beim Schreien. Sie ist erstaunlich mickrig, doch ihre Stimme ist groß, und das ist wohl gut so, sonst würde Rudi sie gar nicht mehr hören, und gemeinsam schreien sie Rudi zurück ins Wartezimmer, und als er den Glastisch mit einem Tritt erlegt und die Platte

knisternd in tausende kleine Glasteile zerbricht, schreit sie „Sind Sie wahnsinnig?“, und es wird noch lauter, weil alle schreien, aus Zorn oder Angst, und mir wird das zu viel. Ich habe das Gefühl, mitten in einem Orkan zu stehen und denke, wenn ich nur stillhalte, ist es vielleicht bald vorbei, und dann sind zwei Polizisten da, und ich denke, wie sind die jetzt so schnell hierhergekommen, und wir stehen draußen vor der Tür, und Rudi setzt sich auf die Haustreppe. „Es tut mir leid“, sagt Rudi, ich weiß nicht, ob zu mir oder den Polizisten. Dann sagt er nichts mehr, und ich bin froh, dass er jetzt ruhig ist, und weil es mir besser geht, sage ich ihnen meinen Namen und auch seinen. „Rudolf Lippert heißt er“, sage ich zu dem mit dem Schreibblock. „Er ist mein Bewährungshelfer.“

Die Polizisten schreiben viel und sind dann zufrieden und gehen, und ich helfe Rudi von den Treppen auf, und wir gehen auch. Mir fällt ein, dass ich nun gar nicht bei der Ärztin drin war, aber ich spüre keine Schmerzen mehr, und so macht es mir nichts aus. Wir gehen nebeneinander und sagen nichts und Rudi schnüffelt nur, und ich frage, ob er ein Taschentuch möchte, und er nickt. Ich muss erst die Uhr aus der Jackentasche ziehen, um an die Taschentücher ranzukommen, und da sieht Rudi die Uhr und sagt „Wo hast du denn plötzlich die Uhr her?“ Seine Augen sind riesig entsetzt, aber ich lasse mich heute nicht mehr aufregen und zucke nur die Achseln. Und dann weint Rudi. Seine Schultern zucken, und er kann nicht aufhören und sagt „Verdammte Scheiße.“ Mehr sagt er nicht, und er tut mir sehr leid, und so lege ich meinen Arm um ihn.



Labyrinth

Philip Krömer

Robinsonade am Pont Neuf

„Er ging im Garten spazieren, wo er über feuchtes Moos schlüpfte und sich an splittrigem Scheit ernagelte.“

„Nicht wahr!“, sagte ich.

„Wohl wahr.“

„Wie schrecklich!“

Unser beider Blicke „entrollen sich wie vier Wäscheleinen, bis an den Horizont. Dort angeheftet“, so sagte er, und das war schön gesprochen. „Schau! Gemächlich wie Krebsgeschwür frisst sich Sonne in Erde. Schauschau!“

„Jaja, gleich ist Nacht. Wir wollen uns was zu beißen suchen. Hab' schon Magengrimmen.“

Wir saßen also dort am Trottoir und schauten uns den Sonnenuntergang an, der ganz feurig loderte, und ich hatte Hunger.

Ich sage es gleich zu Beginn: Ich schreibe gerne. Schreiben bedeutet mir viel. Ich weiß nicht, warum ich das hier so deutlich machen möchte, eine einfache Feststellung hätte wahrscheinlich gereicht, aber ich habe mir einmal alle Dinge überlegt, die ich für das Schreiben aufgeben würde. Es ist eine lange Liste geworden. Sex war nicht dabei, Essen, Trinken und Schlafen ebenfalls nicht, ansonsten war sie ziemlich vollständig. Ich schreibe, um die Zeit zu messen, wenn ich einen Text geschrieben habe, ist eine Woche um. Ich schreibe auch für meine Person, um ihr Kontur zu geben und einen Charakter herauszuarbeiten. Außerdem schreibe ich, weil ich diese Arbeit liebe, und nicht zuletzt, weil es die einzige ist, die ich verrichten kann. Und möchte.

Halt! Natürlich schreibe ich nicht irgendetwas, alle Leute schreiben, zumindest die, die des Schreibens mächtig sind, sie schreiben Nützliches auf Zettel, stecken diese in Mappen oder werfen sie weg. Nein, ich schreibe nichts Nützliches, nichts Praktisches – ich schreibe Geschichten. Ich sehe mir die Welt an und stelle mir vor, was es da so alles geben könnte. Oder sollte. Nützlich kann es schon sein, mein Schreiben, allein es braucht verständige Köpfe.

Aber ich hätte nie schreiben können, wie er sprach, es war mir schlicht nicht möglich.

Ich muss ausholen, damit man mich versteht, denn das ist immer wichtig, das Verstehen. Das Verständnis (des Lesers).

Dies ist die Geschichte eines Verbrechens.

Ich hatte also Hunger und wir schauten uns den Sonnenuntergang an und das mit dem Krebsgeschwür hatte er wirklich schön gesagt, noch schöner als das mit den Wäscheleinen, so schön, dass ich die Sonne gleich viel heißer auf meine Stirn brennen spürte, obwohl sie eigentlich nur noch ein schwach schimmernder Bogen war und schon die ersten Nachtschwärmer über die Brücken flanierten, flüsternd und kichernd wie Schulkinder, die nach einem Streich ertappt werden wollen.
Wieder der Kreidebrei auf dem Stuhl? Oder diesmal Reißzwecken?

„Und die Mutter?“, fragte ich.

„Die war weich, die hat sich zertrauert mit all dem Flor im Gesicht. Unter den dicken Lidern war's dann still. Lag dann mit Papa.“

Seine Wäscheleinen gerieten ein wenig durcheinander, verloren ihre Parallelität und brachen links und rechts aus, flatterten von einem plötzlichen Windstoß getroffen auf und sanken vor unseren Füßen zu Boden. Ein paar Zigarettenstummel und halbverfaultes Laub lagen auch dort. Meine hingen noch am Horizont, wie festgeheftet.

„Waise?“, fragte ich.

„Ja, sehr“, sagte er und starrte weiterhin mit Silberblick auf seine fleckigen Schuhspitzen.

Urlaub, ich hatte mal wieder Urlaub nehmen müssen, denn es war lange her, dass ich mir Urlaub genommen hatte. Auch wenn *Urlaub nehmen* normalerweise voraussetzt, dass man die Urlaubszeit einer anderen Beschäftigung weg-nimmt. Welche es bei mir aber gar nicht gab.

Also immer Urlaub?

Nein, ich schreibe, es ist die einzige Arbeit, die ich verrichten möchte. Nur manchmal, da hängt es eben und will und will und will nicht werden. Das Schreiben, meine ich.

Ein Mann schlug Zeit tot, wurde aber wegen Mordes verurteilt. Weil von langer Hand geplant und nicht im Affekt. So geht das.
Urlaub, in die Ferne schweifen, mal alleine sein und ganz fremd.

Sofort die Frage: Wohin?

Nicht in die Südsee.

An keinen weißen Strand mit Kokospalmen, wie man sie von kitschigen Postern und Postkarten kennt, an keinen weißen Strand, an den ein azurblaues (ich schäme mich ja so für dieses Adjektiv) Meer klatscht, also an kein azurblaues (Ah!) Meer, man sieht den Grund und auf dem Grund schaukelt der Schatten des Motorbootes, das ich nicht gemietet habe, hauptsächlich, damit der Bootsführerschein nicht ungenutzt vergilbt, den ich gar nicht besitze.

Also nicht in die Südsee.

Wohin dann? Südsee hätte ich mir ohnehin nicht leisten können, nicht einmal den Hinflug.

„Schlimme Jugend, so allein?“, fragte ich.

„Ich hatte Hosen mit Löchern, und wenn einer mal was gab, haben wir getanzt.“

„Vor Freude?“

„Teils, teils.“

Das Prinzip von Literatur: Wenn man sich die Sprache nicht unterwirft, bleibt sie schlimmste Feindin. Es herrscht ein koloniales Prinzip beim Schreiben. Neue Wendungen erdenken, neue Sätze formulieren, Erdachtes, Erdichtetes integrieren in das Repertoire, das dem Schreibenden zur Verfügung steht. Oder gefressen werden vom Wortgewimmel. Am Einheitsbrei ersticken. Manchmal braucht es neue Worte, ganz neue, an die noch niemand gedacht hat. Nur so funktioniert das.

Wohin also in den Urlaub? Wenn nicht in die Südsee, die ohnehin zu teuer gewesen wäre?

Man kann dem Titel ablesen: Es ging nach Paris, weil Paris an sich Kunst ist oder einmal war, und wenn man fleißig sucht, findet man zummindest noch Reste, die

Krumen vergangener Jahrhunderte. Eine Stadt als Gesamtkunstwerk. Die Allergrößten waren dort. Außerdem waren die Flüge billig, wenn man frühzeitig reservierte. Ich reservierte früh und rechtzeitig. Ich fand auch Reste, ich fand Robinson, er bat mich um Geld.

Am Pont Neuf, er lebte dort. Dort bat er mich um Geld. Seine Art zu sprechen war einzigartig, er hatte mit der Sprache gerungen, er hatte gesiegt. Ich zeigte ihm, was ich an Geld besaß, klimperte verheißungsvoll mit Münzen und der blattgoldenen Armbanduhr und bat ihn, mir von sich zu erzählen.

Ich erinnere mich, dass mir mein Großvater riet, immer auf die kleinen Dinge zu achten. Er redete nicht viel, mein Großvater, denn er war eher ein Mann der Tat, Zeit seines Lebens ein Mann der Tat und Vereinssportler, aber zwei Dinge riet er mir: Wenn ich es mit einer Frau erst meine, solle ich mir zuerst ihre Mutter ansehen, denn Frauen kämen immer nach ihren Müttern, und meine Erwählte würde in 20 oder 30 Jahren aussehen wie ihre Mutter, und deswegen solle ich mir ihre Mutter *genau* ansehen. Das war Erstens. Zweitens: Ich solle immer auf die kleinen Dinge achten, denn die seien wichtig, viel wichtiger als der Rest. Unglücklicherweise wollte mir das aber nie gelingen, ich sah überall nur das Ganze, den Zusammenhang, und aus Zusammenhängen lassen sich keine guten Bücher machen, dafür braucht man die kleinen Dinge. So geht das.

Ein Schlachtengemälde ist nicht entartete Politik, sondern wabernde Dunstschwaden über den Kanonenrohren, ist blutige Bajonette und schmerzverzerrte Gesichter, ist Kampf und Unheil, ist der Tote im rechten unteren Eck mit dem im Todeskampf erstarrten, mahnend gereckten Arm.

Robinson sah die kleinen Dinge, er sah keine Zusammenhänge, und ich glaube, deswegen wohnte er auch nicht mit Menschen in einem Haus, in einer Mietwohnung über und unter anderen Mietwohnungen, verbunden durch Zusammenhänge, genannt Treppen und Flure, sondern auf dieser Insel, dieser Mitte, die zwar in der Stadt lag, aber irgendwie auch nicht, mit einer Brücke an sie gebunden, aber irgendwie auch nicht. Die Insel der Stadt. Um Notre Dame und zwischen all den Touristen mit ihren Ahs und Ohs und Heinrich der Vierte hoch zu Ross, von dessen Beinen zwei auf dem Boden stehen und zwei in der Luft

hängen, und ich glaube, genau das bedeutet etwas, aber was, das kann ich nicht sagen.

Er hob und ordnete seine Wäschlein, zupfte meine mit einer flinken Bewegung seiner linken Hand vom Horizont und knüpfte sie in seine, sah mir mit weit offenen Augen ins Gesicht und sprach: „Aber trotzdem alles bestens. Hier die Vögel, da der Mensch. Alles bestens.“ Dann pfiff er eine kurze Melodie, die auch der Ruf eines verliebten Spatzen hätte sein können – allerdings weiß ich nicht, wie die Spatzen pfeifen.

Robinson sah die kleinen Dinge, und er sprach wie ein Dichter, dabei bin ich mir ziemlich sicher, dass er nicht einmal lesen und schreiben konnte. Er sprach nur von den kleinen Dingen und an die Zusammenhänge erinnerte er sich vermutlich gar nicht mehr. Er sprach, wie ich schreiben wollte, eben wie der Dichter, der ich sein wollte. Er roch streng, aber er trank nicht. Als wir später im Café saßen, gemütlich mit viel rotem Samt bezogen und teurer, als ich es mir alleine geleistet hätte, da wollte er nicht einmal einen Aperitif.

Aus der Ferne mochte man ihn für einen Nachlässigen halten, aber nicht für einen Robinson.

„Du, Robinson“, sagte ich zu ihm, „du sprichst wie ein Dichter, du solltest deine Sachen aufschreiben. Oder schreiben lassen? Das wird ein Erfolg werden.“
Robinson runzelte nur die Stirn und sagte: „Die Wörter gehören mir und ich verschenke höchstens eine Handvoll.“

Also niemals ein Buch.

Ich traute mich lange nicht zu fragen, während wir am Trottoir saßen und ich Hunger hatte und sich seine Wäschlein mit dem Vogelruf aufmachten und aufschwangen und sich im roten Glanz der Wolkenberge niederließen, auch nicht, während wir im Café unsere Sandwiches aßen und dann noch einmal zum Dom gingen, wo er mir etwas zeigen wollte, ich jedoch nicht verstand, was, aber bevor ich dann ins Hotel zurückging und ihm das Geld, um das er gebeten hatte, endlich gab, wie einen Lohn für seine schönen Worte, musste ich doch noch fragen: „Du, Robinson, wieso sprichst du eigentlich so?“

Er antwortete: „Besser geht's nicht.“

Das machte mich wütend, und ich glaubte, ich würde wütend, weil die Antwort überheblich sei, überheblich gegen einen, der es eben nicht so konnte, der versuchte und versuchte und nicht so sprechen konnte, aber überheblich war sie nicht, und später erst konnte ich mir eingestehen, dass er frei von Hochmut war und ich hoffnungslos neidisch. Weil er sprach wie ein Dichter und ich nicht so schreiben konnte, nicht, wenn ich wochenlang an meinem Schreibtisch über den Worten brütete.

Deswegen kamen auch die Skrupel sehr spät.

Seine Worte, die ich mir gemerkt (und ein paar davon heimlich notiert) hatte, in meinem Text zu verwenden, war nicht leicht, aber es gelang mir doch ganz passabel, denn komplett untalentiert bin ich eben auch nicht. Ich füllte die Lücken so gut ich konnte und klang im Großen und Ganzen wie ein Dichter, vielleicht sogar ein bisschen wie der Dichter, der ich sein wollte.

Mit dem Text gewann ich dann meinen ersten Preis.

Der Betrug fiel erst viel später auf.

Rüdiger Butter

Interpunktion

Ein Punkt wird auf den Punkt
gebracht

wächst
in einer großen Klammer
durch Dichters
Gaben
zu einem
kleinen
Buchstaben

stabt und stabt
mit vielen Stäben

bringt
ein Wort
ins Leben

davon wird es dann
viele geben

sie haben einen
Bausatzvertrag
bauen
Sätze
über
Sätze

manche werden gebrochen
getreten

verschluckt
besprochen

glückliche werden Liebesbriefe
mit und ohne Punkt und Komma

Elias Hirschl

Gesprächstherapie

Herr Gruber, wie fühlen Sie sich denn heute? Christoph hat mir erzählt, Sie hätten sich in der vergangenen Woche bereits halbwegs einleben können und Sie sollen auch schon einen Freund gefunden haben, Herrn Dürrenmatt, wenn ich mich richtig entsinne. Das halte ich auf jeden Fall für eine äußerst gute Entwicklung, da viele Neuankömmlinge hier ein starkes Isolationsproblem, gewissermaßen ein Steppenwolfsyndrom, wenn Sie mir diese literarische Anspielung erlauben, an den Tag legen. Wo ich schon auf den Punkt Literatur zu sprechen komme, das wäre nämlich der nächste Punkt auf meiner Gesprächsthemenliste gewesen – Gesprächsthemenliste freilich nur im übertragenen Sinn, da ich nicht tatsächlich Listen mit Problempunkten anfertige, da das den Patienten, pardon, Bewohnern dieses Hauses ein Gefühl der Entwertung und Entpersonalisierung, ja gar Objektivierung geben würde, als wären Sie dem Personal und insbesondere mir selbst nichts weiter als ein lästiger Punkt auf einer Aufgabenliste, den es möglichst schnell abzuhaken gilt, welchem – und das kann ich Ihnen versichern (und Christoph sicher auch) – in keinem Falle so ist. Jedenfalls wäre der nächste Punkt auf meiner hypothetischen Gesprächsliste – falls Ihnen das Bild einer Liste mit Problempunkten immer noch zu negativ konnotiert ist, können Sie sie sich auch als eine Art Adventkalender vorstellen, aus dem ich immer hinter einem neuen Fenster den nächsten Themenpunkt hervorhole, wobei es dieses Bild tatsächlich besser trifft, da ich mich ja auch bei jedem neuen Gesprächsabschnitt aufs Neue freue, ihn mit Ihnen durchzubesprechen, weil mir als Therapeutin und als Freundin, wobei ich die Freundin unterstreichen möchte, dessen können Sie sich ebenfalls sicher sein, sehr viel an Ihrem persönlichen Wohlbefinden im Allgemeinen und insbesondere an Ihrem Wohlbefinden in Ihrem Gespräch mit mir liegt und daran, dass Sie mir Ihre Gefühle und Gedanken stets ohne Angst, Unbehagen oder Druck mitteilen können und auch sollen, wobei das *sollen* in Ihnen natürlich nicht das Gefühl von emotionalem Stress auslösen soll, da es sich hier um eine ganz und gar ungezwungene Form der Mitteilung Ihrerseits handelt – Literatur! Literatur war hinter dem nächsten Fenster unseres persönlichen, vertraulichen Gesprächsthemenadvent-kalenders! Mir kam zu Ohren, dass sich einige Ihrer Halluzinationen stark um den Themenkomplex der Literatur zu

drehen scheinen, und dass Sie der festen Überzeugung sind, ein Schriftsteller zu sein, obgleich sie augenscheinlich nicht die Fähigkeit zum Aufschreiben differenzierter Gedanken besitzen; eine Annahme, die ich damit begründe, dass ich Sie trotz des hier übermäßig vorhandenen Vorrates an Papier und Stiften auf diesem Tisch momentan nicht schreiben sehe. Deshalb muss ich nun in Ihrem Patientenordner, welchen Sie sich als eine Art große Seite in meinem großen Freundschaftsbuch denken dürfen, nun vermerken, dass Sie widersprüchliche Behauptungen und Gedankengänge, Ihre alltäglichen Tätigkeiten betreffend, gegenüber unserem Personal äußerten. Nichts desto weniger können Sie mir natürlich von Ihnen, für Sie wahrscheinlich durchaus real wirkenden Halluzinationen Ihrer imaginären literarischen Geschichten und Werke erzählen, und ich werde mit Gebanntheit den Informationen lauschen, die Sie mir in aller Entspanntheit mitteilen wollen und die ich natürlich mit äußerster Sorgfalt und Diskretion behandeln werde. Wie Christoph mir und dem Anstaltsleiter bereits mitteilte, haben Sie sich in Ihrem kleinen, kranken Gehirn eine Reihe von Erzählungen erdacht, die unter anderem folgende Dinge oder Personen beinhalten: den Tod eines alten Mannes, einen Elektriker, einen Pfarrer, einen Detektiv, die absurde Annahme, Sie hätten eine Ehefrau, mehrere Fußnoten, Drogen, Sex, Orangensaft, Kekse, eine geplatzte Hochzeit, einen Wahnsinnigen, eine Schusswaffe, einen Kaugummi, sowie eine enorme Ansammlung an Telefonanschlüssen. Sehen Sie, das Problem mit dieser Geschichte, oder vielmehr *mein* Problem, denn ich möchte Sie ja schließlich nicht anschwärzen, ist, dass Sie zwar behaupten, Sie hätten diese Geschichte verfasst, doch das nützt weder uns noch Ihnen etwas, wenn Sie auf alle Fragen unseres Personals, wo denn dann diese angeblich von Ihnen verfassten Werke seien, stets nur antworten, Sie hätten Sie alle verlegt. Herr Gruber, oder Simon, wenn Ihnen eine persönlichere Anrede lieber ist, ich bin von Ihrem Verhalten und Ihrer Angewohnheit, uns allen hier und nicht zuletzt auch mir persönlich Lügengeschichten zu erzählen, schwer enttäuscht, und deswegen muss ich jetzt leider noch einen zusätzlichen Eintrag auf Ihre Seite in meinem Freundschaftsbuch schreiben, in welchem ich ausdrücklich festhalte, dass Sie ein ganz böser Lügner sind, und damit Sie einen visuellen Eindruck davon bekommen, dass Sie etwas falsch gemacht haben, werde ich mit diesem Stempel hier noch ein trauriges Smiley unterhalb meiner Notiz anbringen. Hier, sehen Sie es? Sehen Sie, wie traurig es jetzt wegen Ihnen ist? Herr Gruber, Sie müssen einsehen, dass ich Ihnen jedoch nichtsdestotrotz nicht

feindlich gesinnt bin. Dieses traurige Smiley soll Ihnen als Ermutigung dienen; als Symbol stehen für das, was Sie erreichen könnten; eine Erinnerung an Sie, dass hier an ebendieser Stelle auch ein lächelndes Smiley stehen könnte. Ich hoffe, Sie nehmen diese Geste so auf, wie ich Sie in meinem barmherzigen Gutdünken auch gemeint habe. Nun gut, dann wollen wir uns mal nicht weiter davon aufhalten lassen, wie von einer Prostituierten am Straßenrand, wenn ich das mal so formulieren darf, haha. Da: Sehen Sie, wie ich lache? Sehen Sie, dass ich Sie trotz alledem, was Sie bisher falsch gemacht haben, nicht verachte oder Sie gar als hoffnungslosen Fall abstempeln? Und jetzt möchte ich von Ihnen, dass Sie sich dieses Gefühl verinnerlichen und bis zu unserem nächsten Treffen in Ihrem Herzen mit sich herumtragen. Und wann immer Sie sich alleine fühlen oder nicht mehr weiter wissen, reißen Sie sich einfach ein kleines Stück von diesem Gefühl aus Ihrer Brust und schenken es der Welt als Opfergabe, auf dass diese sich Ihnen dankbar zeigen möge und sich bei Ihnen gebührend revanchiert. Sie werden sehen, dass es Ihnen dann gleich viel besser geht!

Bertram Reinecke

Das sogenannte Nachrichtenfragment

Bernburg,
Palmarum 1817

Lieber Feldmann

Um es gleich zu bekennen: Ich glaube nun nicht mehr, daß wir hier in Übertragung von einem unbekannten Fragment der Sappho Kenntnis bekommen, wie ich im ersten Überschwang anzeigen. Du wirst aber zugeben, daß der Kontext dies sehr erhoffen ließ und auch manch Anderer sich hätte hinters Licht führen lassen. Mit dem Licht ist es so eine Sache: Das Entziffern ist mühsam.

Ich weiß nicht, wie ich dazu stehe, daß die Kunde nun schon bis in euer Altonaer Museum drang, auch wenn, wie Du sagst, füglich von einem Nachrichtenfragment gesprochen wird, sodaß ich zumindest nicht sorgen muß, mich am Ende der Lächerlichkeit preiszugeben. Es ist ja neuerdings eine ungute Schärfe in den Journals. Wo soll das noch hinführen! Selbst meinen Schülern kann ich mit positiven Begriffen gar nicht mehr kommen und wenn einer unaufmerksam ist, insinuiere ich, er verfasse unter der Bank eine „kritische Schrift“. Unsere geliebte Sappho kann ich ihnen unmöglich noch vorlegen. Nicht außer Acht gelassen die Gefahr, die da immer besteht, insoweit ja einige heikle Gegenstände bei dieser Lektüre unmöglich außen vor bleiben können, geht meine Furcht beinahe eher aufs Gegenteil. Jede Tugend die ihrem schmalen Lebenskreis unzugänglich ist, zeihen diese Buben neuerdings als undeutsch und setzen sich in schärfsten Gegensatz auch zu dem, der etwa wagt, sie zu vertreten.

Ich weiß nicht, ob Du Dir eine Vorstellung machst, wie es hier zugeht! Die Jenenser Hitzköpfe kommen auch zu uns und meine Schüler gebärden sich entsprechend. Und nicht etwa erst in Prima, nein schon Tertia. Als sie in Ballenstedt vergebens um ein Gelände eigens für ihre Turnübungen (!) nachsuchten, fingen sie gar im hiesigen Journal einen Zwist darum an. - Die Redakteure sehen zu viel darauf, wer sie liest, und nicht, was die Billigkeit fordert! Zurück zu unserer Sache. Krummacher, dem ich`s zeigte, vermutet im Opitz den Dichter und setzt selbst dort noch nicht sein post quem an. Er sieht darauf, daß der Vers die Füße mißachtet und meint, dies sei erst seit Klopstocken Sitte. Er

redete des Breiten vom 'Deutsch Sapphismus', Löwenstern und den Herrnhutern, daß ich mich fragte, ob es ihm noch um die Sappho zu tun sei oder ob er bloß niemand habe, über seine Liebhabereien zu reden. Du weißt, wie oft in seinem Haus dem Gesange abgelegen wird.

Auch dünkt ihn, daß sich der Dichter mehr an die Hebungen als an die Längungen und Kürzungen gehalten, wie er hätte sollen, was er ebenfalls für neueren Gebrauch erklärte. Beides gebe ich ihm zu. Dennoch geht seine Datierung nicht an. Ich schilderte Dir die Gestalt der Palimpseste. Man ersieht ja leicht, daß er im Irrtum ist! Und so wird sich ein anderer, in den Annalen weniger ruchbarer Opitz finden, der eine bessere Datierung abgibt. Dennoch verringert dies meine Verlegenheit kaum. Denn wenn ich den vormaligen schlechten Zustand der hiesigen Schulen in Anschlag bringe, erklären sich die Merkwürdigkeiten des Textes zwar, aber ich muß zugleich veranschlagen, daß es sich bei den Wercklein um nicht eben geschliffene Demante handele. Das ist mißlich, als ich in Ballenstedt um Mittel nachsuchte, meine Forschung voranzutreiben. Diese sind mir auch gnädig bewilligt worden, insofern ein so großer Fund in unseren Landen dem hohen Hause zur Ehre gereichte. Aber Du weißt als Schulmann, daß man zwar einem Luther manche Schroffheit nachsieht, zumal er manche harte Fügung derart allgemein in Gebrauch setzte, daß die Regel wurde, was sonst mißlich aufstieße. Das Publikum wird unseren Schöpfer jedoch nicht mit gleichem Glimpf bedenken und die Arbeit für die eines Dilettanten nehmen. Deswegen zögere ich. Dazu besteht auch anderer Anlaß. Das Entziffern der untern Schichten der Palimpsesten ist nie leicht, sonderlich nicht, wenn das Papier fleckig und die Schrift vormals einen roten oder braunen Ton gehabt hat. Unser Apotheker ist sich dessen allerdings nicht sicher und meint, daß alte Pigmente oft einer Veränderung unterlegen seien, die bis zu einer völligen Veränderung des Tons reiche. Auch unser altes Altarbild sei nicht immer so braunrot gewesen. Wie dem auch sei, ein Schulmann stößt hier leicht an Grenzen, auch wenn ich es an Witz nicht fehlen ließ. Denke, ich habe mir sogar einen Storchschnabel verfertigt, mit welchem ich jede Verfärbung ohngeacht, ob Schriftrest oder Stockfleck getreulich in die vierfache Größe kopiere, um in größerem Maßstabe desto sicherer zu urteilen! Allein: Es brachte kaum weiter. Das Nämliche muß ich vom Mückenglase sagen. Unser Apotheker meint nun bei dergleichen komme vieles auf die Erfahrung an und man sähe damit nur, was man zu sehen erlernt habe. Auch machte er mir Hoffnung, daß in den letzten Jahren das mehrfache Mikroskop einige

Verbesserung der Sehkraft erfuhr. So habe ein gewisser van Deyls in Amsterdam jüngst mit guten Instrumenten von sich reden gemacht. Er wies mir jemanden in Freiberg, der über ein wackeres zusammengesetztes Instrument aus einer Werkstatt in Benediktbeuren verfüge. Auch meinte er, daß man heutigen Tags über spezielle Tinkturae wisse: Man bestreicht damit das Papier und die unterschiedliche Gewogenheit der Substanzen miteinander in Verbindung zu treten sorge etwa dafür, daß die Gilbung verblasse und die Schrift desto deutlicher hervortrete oder hinwiederum die Schrift begünstigt werde und die Stockflecken unbeeinflusst blieben. So soll denn im Weg der Scheidekunst oder durch das Ingenium der Mechanici an den Tag kommen, was ein Gelehrter in seiner Stube selbst mit philologischer und pantographischer Kunst nicht entschleiert.

Es kam mich hart an, das Manuskript aus der Hand zu lassen. Ich habe es darum zerteilt, daß niemand mir die Priorität stehle. Wenn ich nun bestenfalls zunächst nur über einige Stücklein des Textes besseren Aufschluß erhalte, mag es mir doch gelingen über das Ganze genugsam Auskunft zu erlangen, eine erste Nachricht in Druck zu geben. Diesem Vorgehen kommt auch der Vorzug zu, daß ich allen den Herren zugleich eine Probe ihres gelehrten Könnens abbitten kann, wo anders ich nur sukzessive Urtheile erlangte.

Dennoch nimmt sich das arme Dritteln des Manuscripts, welches ich mir vorbehielt, nun traurig in meinen Unterlagen aus. Aber so habe ich eine letzte Versicherung, sollte den Papieren sonst etwas zustoßen. Das Landstraßenunwesen ist zwar seit dem Kriege merklich zurückgegangen. Dennoch vertraue ich den Posten nur ungern etwas an. Namentlich sind die Straßen schlecht und die Fuhrleute über Gebühr eilig. Neulich, hört man, sei nur durch größte Umsicht verhindert worden, daß nach dem Umsturz eines Wagens die ganze Bagage in Flammen aufging, insofern just als das Unglück geschah, jemand mit der Phosphorbüchse hantierte.

Aber zurück zum Gegenstand. Ich kann Dir in Fragmentum nur dasjenige schicken, was ich mit hinreichender Sicherheit herauslas. Naturgemäß muß einiges Konjektur bleiben. Aber man sieht schon aus den wenigen Stücken, mit welcher Wucht der Dichter zu uns redet. Ich möchte Dich mit philologischen Sophistereien nicht langweilen und sende Dir deswegen umkommentiert das sapphische und das alkäische Fragment in heutige Sprache gehoben. Behalte, was Du von mir weißt, vorerst für Dich!

Bei uns befindet sich alles wohl, Grüße die Deinen, wir erkundigen uns höflichst

nach dem Befinden etc. pp. Ich wollte Dir nur rasch Auskunft erteilen. Sonsten ist, wie man hört, Euch jetzt vor allem Frieden sehr zu wünschen! Manchmal ist es doch gut unter unseren Duodezen zu leben, selbst die Franzosen hat Anhalt Bernburg ja glimpflich überstanden.

Dein alter Gottfried

PS: Hast Du Welkers Buch die Vorurtheile betreffend schon zu Gesicht bekommen? Hier ist es nicht zu erlangen. Vielleicht kannst Du bei Hammerich oder Bertold fragen? Ich dachte schon nach Göttingen zu schreiben, höre aber, der alte Ruprecht führe seine Handlung nicht mehr. So bin ich unsicher, an wen ich mich wende.

das sapphische:

unter eine Anzahl von acht und vierzig
alten Griechisch ...
... Schriftstellern, welche hin und
wieder in ...

Sprache nach und nach übersetzt ...
... worden sind, hat unsers
Wissens ... unver-
gleichliche Sappho

ganz gebracht ...
... Engellander lesen ihre
... überbliebene ...
... Sprachen.

... dünket, einige von ...
langer Zeit ... gebrachte Vorur
... davon
abhalten lassen.

bleibsel nicht der Mühe ...
... viele Schönheit und ...
... so viele
Starke der DichtKunst

das alkäische:

- ... viele ...
- Schönheit und so viele Starke ...

- ... als sich wirklich bey ihr befindet.
- ... gar Bedenken die Schriften einer
- ... so langer Zeit her ohne
- ... Grund und Beweis verschrien war

...
... andern wieder ...
...
... die Hände zuspielen. Nichts ...

fast keiner von den tauglichen Dichtern Deutsch
... Opitzen an bis ...
der seinen Landes-Leuten nicht die
Sappho ...

... beygebracht ... stete Benennung
... zwar'begierig ...
... zu kennen, ihnen aber
niemahls zum Zwecke verhelfen ...

Julia Frick

Ah! Meise!

Es gibt da so ein Zebra, das schreibt sich vorn mit C,
denn das findet's lustiger als mit Z und e.

Eines Tages trifft es sich mit seinem Freund, dem F-chen,
(das genauso seltsam ist) und trinkt mit ihm ein Käffchen.

Auf einmal trippelt ein Insekt auf ihrem Tisch im Kreise.
Das F-chen, ganz und gar erschrocken, ruft nur laut „Ah! Meise!“

Und während sie noch trinken, huscht ein Tier um sie herum.
Das F-chen tippt das C-bra an und schreit verzückt „Oh, possum!“

Daneben rennt ein Katzentier in Eile seine Runden.
Das C-bra sagt zu ihm „Geh, pard!“ – da ist es schon verschwunden.

So sitzen dann im Restaurant drei Tiere um den Tisch:
C-bra, F-chen und O-possum essen fröhlich Fisch.

Die A-meise, die hätten wir jetzt um ein H vergessen:
natürlich sitzt sie *auf* dem Tisch (da kann sie besser essen).

Nach dem Mahl sind alle satt und leer ist der Kaffee.
Zum Schluss und passend zum Gedicht gibt's nun noch einen T.

Anja Liedtke

Toiletten-Neurose

Die Deutschen sagen den Franzosen nach, sie ließen es an Sauberkeit fehlen. Vielleicht um dieses Vorurteil fortzuspülen, richteten die Franzosen an einem von deutschen Touristen frequentierten Strand südlich der Gironde-Mündung folgende Toilette ein:

Eine deutsche Touristin, Ich genannt, trat vor eine Tür aus gebürstetem Edelstahl. Hinter der Tür rauschte es. Es rauschte nicht etwa wie von einer defekten Toilettenspülung her, sondern stark, gleich einer Autowaschanlage.

Leichtes Unbehagen beschlich mich – von Angst zu reden wäre zu viel. Ich gelte zuhause in Deutschland als mutig bis leichtsinnig, darum drückte ich die warme, von der Sonne erhitzte Klinke. Als sich die Tür öffnete, floss über die gesamte Breite der Schwelle aus strahlendem Edelstahl, welches mithilfe einer Art symmetrischem Wurmmuster rutschfest gestaltet war, Flüssigkeit. Sie versickerte außen im Sand. Meine Füße schraken zurück. Der Sand verriet ihnen, dass sie gegen Umwelteinflüsse durch Sandalen unzureichend geschützt wurden. Doch meine Augen erkannten die heraustretende Flüssigkeit als farblos und qualifizierten sie als harmlos. Die Nase bestätigte die Analyse anhand des Chlorgeruchs. Vorsichtig streckte ich den Kopf ins dunkle Toilettenhäuschen, um die Ursache des unheimlichen Wasservorkommens zu erforschen, bevor ich gegebenenfalls meine Füße überredete, sich zusammen mit mir hineinzugeben. Ich rechnete auf die Solidarität der Blase, die wie stets wenig eloquent meldete: Egal, ich muss. Wir gehen da jetzt rein, klar?

Meine Pupillen weiteten sich, um zu erkennen, dass der gesamte stählerne Boden nass war. Allein die symmetrisch angeordneten Würmer ragten aus dem Wasser, das, wie ich bemerkte, weder Pfützen bildete noch trockene Flecken ließ. Die Bewässerung rührte mitnichten von einer überlaufenden Toilettenschüssel her, auch nicht von einem Wasserhahn, den eine ignorante Mitmenschin nicht zugedreht hatte. Vielmehr schien die Überschwemmung System zu haben, sah aus wie gewollt und gekonnt. Trotz eines Blickes auf die Sandalen konnte mein neugieriges, mutiges bis leichtsinniges Großhirn meine bedauernswert nackten Füße überreden, den nassen Boden zu betreten, um die seltsame Toilettenanlage genauer zu untersuchen. Während ich mich suchend umsah, hielt ich die Türe

offen, sodass genug Licht hereinfiel. Zu meiner Überraschung entdeckte ich, dass gleichfalls die stählernen Wände, das Waschbecken und der Toilettentopf von oben bis unten, von innen und außen nass waren.

Furchtsam suchte ich nach der unheimlichen Herkunft des Wassers, das augenscheinlich Kopfhöhe erreichen konnte. Mir fiel eine gruselige Filmszene ein, in der ein Wasserspeicher vollläuft, und Menschen ertrinken darin. Mein Herz pochte, mein Mund war das einzige Trockene im Raum, denn auch meine Haut öffnete ihre Schleusen.

Dennoch. Statt zu fliehen, inspizierte ich, einem Handwerker gleich, Ecken und Kanten der Wände, der Decke, des Bodens, bis ich enge Schlitze und dünne Düsen fand, aus denen es tröpfelte. Konsequent schloss ich daraus, das Wasser diene der vollständigen, lückenlosen Reinigung nicht allein des Toilettentopfes, wie ansatzweise von Autobahnraststättentoiletten bekannt, sondern der gesamten sanitären Anlage. Anerkennend schürzte ich die Lippen und nickte. Offenbar funktionierte die Reinigung vollautomatisch. Außer der Lichtschranke unterm Wasserhahn entdeckte ich keinen einzigen noch so versteckten Knopf. Die Frage war, wann setzte die vollautomatische Reinigung ein?

Als erfahrene Frau traue ich der Technik wenig. Sie ist ebenso unzuverlässig wie unsere Männer, die sie entwickelt haben. Woher weiß die Toilette, zu welchem Zeitpunkt sie spülen darf? Woher weiß sie, ob ich drin oder draußen bin? Ich schaute zur Decke, fand aber keine Kamera, keine weitere Lichtschranke. Wie vermochte ich zu kontrollieren, dass das Wasser im Notfall aufhörte zu laufen? Was, wenn der Abfluss verstopft war und das Wasser stieg? Bis zu welchem Level mochte es steigen, zumal es von überall her kam, sogar aus der Decke? Was, wenn die Tür nicht mehr zu öffnen war?

Erinnerungen an ebenfalls von Männern gemachte Filme über zerschossene und volllaufende U-Boote schlichen sich in meine Assoziationsfelder. Männer machten die Technik und lieferten die passenden Neurosen gleich dazu.

Sie, die Männer, konnten viel schneller weglaufen, urinierten sie doch im Stehen, weitgehend angezogen, durften folglich die Türe offen stehen lassen. Wer hereinkam, sah einen Herrn von hinten, nicht anders als auf der Straße. Ich dagegen kannte die peinliche Figur, die ich abgab, wenn ich über einem Klosett hockte, den Rock hochhaltend, den Schlüpfer von gespreizten Knien lächerlich verzogen, verzerrt das Gesicht, das ich im Spiegel einer Stahltür kaum wiedererkannte, derart verbissen glotzte es, weil die Schenkel schmerzten, zitterten und drohten die ungewohnte Stellung zu verlieren.

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Damentoilettendesigner waren offensichtlich nicht verpflichtet, den ersten Artikel des deutschen Grundgesetzes einzuhalten, diesen Artikel, den unsere Verfassungsväter und –mütter nach leidvoller Erfahrung mit Diskriminierung und Demütigung in jahrelangem Exil verfasst hatten. Damentoilettenkonstrukteure hatten nichts aus der Geschichte gelernt.

Mir war die Möglichkeit verwehrt, in den Widerstand zu treten. Ich musste auf die Toilette. Ich musste den Rock heben, mich bücken, mich beugen, meinen Hintern präsentieren. In der Fremde, in Frankreich, sollte ich diese entwürdigende Haltung unter Androhung des Todes durch Ertrinken einnehmen. *Deutsche Frau auf französischer Toilette ertrunken*, läse es sich morgen in der *Welt am Sonntag*. Es wäre noch Zeit genug, wenn man mich bis zum Abend vor 19:00 Uhr Redaktionsschluss fand und die hiesige Police Municipale den Fall nicht verschwieg. Gäbe es einen deutschen Aufschrei? Wäre die deutsch-französische Freundschaft gefährdet? Oder das europäische Gleichgewicht? Konnte der Vorfall zum Aufflammen des uralten Bruderkonfliktes führen? Ein Anlass zum Krieg?

Nein, beruhigte ich mich, nicht meinetwegen. Wen interessierte es, wenn ich stürbe? Vielleicht nicht einmal die eigene Familie. Tränen über die Tragik meines Lebens und Sterbens in der Einsamkeit und Dunkelheit einer Toilette in der Fremde verschlechterten mir die Sicht. Meine Heimatlosigkeit wurde mir bewusst, meine deutsche Erbschuld nagte an mir, die Lieblosigkeit der Familie. Es geschah ihnen Recht, dass eine von ihnen den unwürdigen Tod auf einer modernen französischen Toilette starb. Ich ließ die Tür ins Schloss fallen, die Tür zur hellen, sonnigen, warmen Außenwelt. Ich dachte an den letzten Blick auf die Unendlichkeit des blauen Meeres vor wenigen Minuten, erinnerte das Gefühl des Sandes zwischen den Zehen, die sich noch vor einer Stunde in den Grund gegraben hatten. In den Grund gegraben. Ich verschloss mein dunkles, feuchtes Grab, indem ich den Kippschalter umlegte. Ich schloss mich vom Leben dort draußen aus, vom Geschmack der frischen Muscheln mit Pommes frites, vom Aroma des französischen Weines – hätte ich den Wein nicht getrunken, fuhr es mir durch den Kopf, müsste ich jetzt nicht zur Toilette. Schon ein Glas Wein kann den Tod bedeuten!

Dunkelheit umgab mich, ich lauschte, ob ich die fröhlichen Stimmen der Touristen durch die Stahltür hören konnte. Nein, die Welt war für mich verstummt. Langsam und resigniert machte ich mich bereit für mein letztes Geschäft. Bis auf das Rascheln des Rockes und das bedrohliche Tröpfeln des todbringenden Wassers umgab mich Stille in der dunklen, feuchten Gruft. Tief

atmete ich den Chlorgeruch in die Lungen. Würde er mich einschläfern, mir den Tod durch Ertrinken erleichtern? Noch atmete ich, fühlte das Leben in meiner Brust. Trotz der Verzweiflung stieg in mir auf. Jetzt erst recht!

Ich würde meinen Hintern zeigen und das Tröpfeln übertönen! Stolz wie eine Frau nur sein kann, hob ich den Rock, lüpft den Schläpfer kokett und sprudelte ins Loch, dass es von den Stahlwänden hallte. Gern hätte ich einen Abschlussakt gesetzt, aber mir ging die Puste aus. Ich stemmte mich hoch, zog mich an und wartete, was passierte.

Es geschah nichts. Nicht eine simple Toilettenspülung setzte ein. Leise schlich ich zum Waschbecken. Das Wasser kam, ich erschrak, zog die Hände weg, das Wasser ging. Es kam nicht mehr Wasser als erwartbar. Ich hielt die Hände hin, das Wasser lief, ich zog die Hände weg, das Wasser zog sich gleichfalls zurück.

In einer schnellen Pirouette drehte ich mich in Richtung Ausgang, rannte darauf zu, riss an der Klinke – die Tür ließ sich nicht öffnen. Ich wollte gerade damit beginnen, weiche Fäuste gegen harten Stahl zu hämmern und um Hilfe zu rufen, als mir einfiel, dass ich verriegelt hatte. Die glitschigen, zitternden Finger legten den Kippschalter um, ich riss die Türe auf. Jäh traf mich gleißendes Sonnenlicht, ich war geblendet, blind, aber frei. Meine Pupillen verengten sich, ich sah, sah Sonne, Sand, Touristen, Autos, Müll... Gott, war das alles schön. Hatte ich es zuvor bewusst gesehen und zu schätzen gewusst? Das Leben! Ich lebte noch!

I survived a french toilet! Morgen würde ich mir das T-Shirt drucken lassen.

Vor lauter Glück und gewonnener Freiheit reckte ich die Arme gen Himmel – und ließ die Türklinke los. Die Stahltür fiel ins Schloss, und augenblicklich begann ein betäubendes Endzeitrauschen, wie es die Bibel nicht beängstigender schildern konnte. Die grausigen Bilder der letzten Flutwasserkatastrophe erinnerte ich. Ich schrie auf, rannte los und lief um mein Leben. Um mich herum blieben die Leute entsetzt stehen. In ihren weit aufgerissenen Augen sah ich die Panik, aber auch die unermüdliche Hilfsbereitschaft. Ja, sie waren bereit mir beizustehen, mich zu beschützen. Ihre Augen irrten umher, um zu ergründen, wovor sie mich schützen sollten, in welcher Not sie helfen durften, vor welcher Katastrophe sie fliehen mussten. Aus welcher Richtung kam das Unglück? Unwillkürlich ging ihr Blick zum Meer, und manche begannen zu laufen. Andere hatten gesehen, dass ich von der Toilette gekommen war. Ein Bombenanschlag der ETA? Ein Exhibitionist? Einige sahen das Unheil verkündende Rinnsal unter der Stahltür hervordringen.

Tobias Lewkowicz

berlin savigny

tropft blinkt bleckt
künstliche vergessende
liebe im schaukasten
1ère étage

& warten
lecken lippen
strümpfe lechzen
rollen reizen

& warten
auf ein gesicht
zwei brüste
einen körper
profane liebe

& warten
das standbein
aufwendig gewechselt
alles durchhecheln
geldbesitzerwechsel

& verschwinden
im schwarzen
bahn über bogen
rattert

& warten
kaffee bestellt
zeit später
ein herzkasper
das herz ist ein
muskel kann nicht
brechen

& aufbrechen
straßenkante
schwanken blicke
schwanend lallend geifernd
in richtung 1ère étage

& brauchen
das heißt hunger
und ist gier
2 mal 1 tag

bahn über bogen krächzt
und liebe geht

Kamila Stadniczuk

Labyrinth

Bei jedem Schritt sinke ich ein wenig ein. Der Boden unter mir rutscht weg. Ich fühle mich wie ein Schiffbrüchiger. Da ist Boden unter meinen Füßen, aber kein fester. Obwohl die Wüste trocken ist, habe ich das Gefühl, ich müsse in ihr schwimmen.

Tags schwimme ich über das Land, nachts gleite ich auf Wüsteneis. Der Sand saugt die Hitze auf und frisst sie. Nachts sind die Dünen wie trockener Schnee. Ich habe versucht, einen Schneemann zu bauen, aber der Schnee klebt nicht. Stattdessen hat der feine Sand meine Fingerabdrücke vorsichtig abgeschmiegelt.

Nachts friere ich in der Wüste, tags schwitze ich in dem Schnee. Abwechselnd schleife ich einen Fallschirm und meine Kleidung hinter mir her, hülle ich mich in Baumwolle oder Ballonseide, zum Schlafengehen ziehe ich mich an.

Ich habe alles versucht. Ich steige jeden Morgen mit dem gleichen Bein zuerst aus dem Sand. Ich werfe mir Sand über die linke Schulter. Ich klopfe auf Sand. Heute wird mein Glückstag.

Ich laufe jeden Tag in die gleiche Richtung, aber die Sonne geht jeden Tag woanders auf und unter. Die Erde dreht sich unter mir, ohne dass ich mich mitdrehen. Wenn ich morgens aufstehe, sind meine Fußspuren verschwunden. Zeitweise bin ich mir nicht ganz sicher, ob ich existiere. Vielleicht bin ich ja eigentlich auch nur der Wind. Personifiziert. Eine Metapher. Ich räuspere mich und prüfe, ob ich wie Onomatopoesie klinge.

Ich klinge, als hätte ich zu wenig Wasser.

Ein abgestürztes Flugzeug kann genügend Wasserflaschen beherbergen, um nicht zu verdursten, wenn man es nach 2 Tagen findet. Wenn man so viele Flaschen, wie man nur tragen kann, in den Fallschirm stopft und hofft, Rettung zu finden, und nach 4 Tagen wieder vor dem Flugzeug steht, ist man am meisten entsetzt darüber, dass man alles umsonst geschleppt hat.

Ich erinnere mich an den Flug. Brandgeruch, Rauch, Notfallprotokoll, Sinkflug, spring ab, sieh das Flugzeug weiterfliegen. Sieh es zu Boden fallen. Geh hin. Finde es, finde nicht den Piloten, finde verbrannte Batterien, finde ein paar Kisten mit Wasser, finde dein verdammtes Gepäck, dein verdammtes Telefon und deinen verdammten Computer, der Gipfel der Sinnlosigkeit, je nachdem, an welchem Ort

du bist, ist Telefonempfang sehr wohl ein Grundbedürfnis.

Dieses verdammte Telefon.

Wo ist der Pilot?

Ich trete oberhalb einer Düne etwas Sand los und lasse mich fallen. Das Gute ist, dass man so viel schneller vorankommt und der Wind an meinem Körper vorbeifährt, etwas, das einem wunderbaren Gefühl so nahe wie möglich kommt. Der Nachteil ist, dass es immer schwerer wird, wieder aufzustehen. Wirf mittendrin den Fallschirm hoch, und wenn du da unten liegst, und der Fallschirm bauscht sich über dich und schwebt zögerlich in der Luft, um sich auf deinen Körper zu legen... dann kannst du kurz denken: Ich liege im Bett, die Sonne scheint, mein Mädchen zieht ein Laken über mich, gleich gibt es Kaffee und Brötchen...du kannst den Kaffee auch riechen, kein Problem. Die Wüste ist wie eine einzige Halluzination. Alles, was du willst, ist da, nur, dass es nicht wirklich da ist.

Wenn ich keine Metapher bin, bin ich vielleicht in der Hölle. Nur, ich hatte nie eine besondere Abneigung gegen die Wüste. Und man möchte meinen, wenn man in die Hölle kommt, empfängt einen jemand, nein? Ich hätte schon den Teufel persönlich erwartet, der meinen Körper aufreißt und mein Herz frisst, bevor er meine Seele in die Wüste schickt. Wozu ist die Hölle denn gut, wenn man nicht weiß, dass man darin ist?

Der zweite Versuch war, zwei Tage lang nach Westen gehen, sehen, was dort ist, und zurückgehen, wenn es nichts als Sand gibt. Nach der ersten Nacht war ich völlig orientierungslos. Ich legte mich mit dem Kopf nach Norden, aber dann ging die Sonne im Norden auf. Ich lief den ganzen Tag in die Richtung, von der die Sonne behauptete, dass es Osten wäre, aber ich fand das Flugzeug nicht. Ich hyperventilierte kurz. Ich lief irgendwo hin, dann fand ich das Flugzeug, dann war ich entsetzt darüber, wie viel Energie ich beim Hyperventilieren verschwendet habe.

Mittlerweile weiß ich nicht mehr, wie viele Tage ich hier bin. Ich habe versucht zu zählen, aber ich weiß nie, ob ich den heutigen Tag bereits gezählt habe oder nicht. Einmal habe ich das Flugzeug fast übersehen, bis ich dagegen lief. Irrt ein Gestrandeter durch die Wüste und stolpert über ein Flugzeug. Ich stand einige Zeit dort und dachte angestrengt nach. Stand ich stundenlang vor dem Flugzeug,

ohne es zu merken, und lief dann los, um darüber zu stolpern? Oder war ich tatsächlich so in Gedanken versunken, dass ich es nicht gesehen habe?

In einer Nacht wache ich auf, weil ich ein Geräusch höre. Da ist ein Schatten, da ist mein Tod. Ich rapple mich auf und erwarte endlich Gewissheit, aber es ist nur der Pilot. Er hastet kommentarlos an mir vorbei.

Nach ein paar Sekunden stehe ich auf und versuche, ihn einzuholen. Ich packe ihn am Arm, ich reiße ihn herum. Leere Wasserflaschen fallen von seinem Arm. Er schleppt sie in eine Decke eingeschlagen mit sich herum. Wir stehen uns gegenüber und starren uns an.

„Was“, sagt er.

Ich weiß nicht, was. Ich dachte, wir feiern große Wiedersehensfreude und helfen uns zu überleben und nicht verrückt zu werden. Vielleicht ist es bei ihm aber schon zu spät dafür. Ich habe seine Aufmerksamkeit wieder verloren, er sammelt hastig seine Flaschen auf und geht weiter, als hätte er etwas Dringendes zu erledigen. Ich versuche halbherzig ihm zu folgen, aber ich bin den ganzen Tag gelaufen, ich bin müde, und er rennt wie ein Irrer durch den kalten Sand, ich halte das nicht lange durch.

Also lege ich mich wieder hin. Ich versuche vage zu rekonstruieren, wo welche Himmelsrichtungen sind, und fluche, weil der Pilot mich durcheinandergebracht hat.

Als ich das nächste Mal beim Flugzeug bin, prüfe ich, wie viel Wasser der Pilot genommen hat, aber es ist alles noch so, wie ich es verlassen habe. Wenn ich mich nicht irre. Ich bin mir nicht sicher. Wann war ich nochmal zuletzt hier?

Mittlerweile weiß ich nicht mehr, wie viele Tage ich hier bin. Ich habe versucht zu zählen – warte. Nein. Das habe ich schon mal gedacht. Ich verliere die Orientierung. Auch in meinem Kopf.

Also, zurück zum Flugzeug. Raff dich. Raff Wasser an dich. Wir gehen jetzt los. In eine Richtung, bis zum bitteren Ende.

Nach... Zeit, die verstrichen ist, schlepppe ich mich durch den Sand, die Sonne steht tief im Westen, da liegt etwas vor mir.

Ich sehe es, aber ich kann es zuerst nicht erkennen. Es ist weiß und grau. Es ist wie ein kleines Zelt. Ich ziehe daran, und es zerfällt. Blauer Inhalt kugelt heraus.

Das Weiße bleibt, wo es ist.

Es ist eine graue Wiege, und darin liegen weiße Stifte verschiedener Größe, und ein rundes Blatt Papier, und herausgefallen ist gläserner Atem, Kugeln aus Luft in einer Hülle aus durchsichtigem Blau.

Ich habe keine Ahnung, was das ist und wer das hier hingelegt hat, und gehe weiter.

Ich sitze im kühlen Sand, die Nacht kühlt meinen Kopf ab, und mir wird klar: Ich habe das Skelett des Piloten gefunden.

Weiße Stifte? Rundes Blatt? Was zur Hölle ist in mich gefahren? Wieso habe ich das nicht erkannt? Der Pilot hat sich und seine Wasserflaschen in die Decke eingewickelt und sich hingelegt, und er ist gestorben, und dann ist sein ganzes Fleisch von seinen Knochen abgefallen, und seine Kleidung ist verwest, und ich hab die Decke weggezogen, und herausgefallen sind seine leeren Flaschen, und gesehen habe ich sein Skelett. Warum habe ich das nicht erkannt?

Ich weiß nicht, was mir passiert ist. Wie kann ich das Skelett des Piloten gefunden haben? Wie viel Zeit ist vergangen? Wie lange irrte ich durch die Wüste? Wenn der Pilot verdurstet ist und mumifiziert wurde, wie kann ich noch am Leben sein? Geht das in der Wüste sehr schnell?

Vor wie vielen Tagen war das?

Vor wie vielen Tagen habe ich den Piloten noch getroffen?

Habe ich den Piloten überhaupt getroffen?

Und das Skelett?

Und das Flugzeug?

Oder war alles eine einzige Halluzination?

Nein, nein.

Ich irre.

Ich irre.

Ich, irre.

Werner Pelzer

Lady de Ment

Das Bett immer dabei,
jetzt, wo sich verloren.
Drunter hocken
die Raben,
die haben
so feurige Blicke.
Gestern noch getanzt,
die Feuer ausgetreten. Das Haus
hat nun dunkle Räume
nur wenig Ordnung
und viel Rauch. Manchmal
schummelt der Mond
ein Licht hinein, lockt ein Wort
vergiltete Stimmen, zu flüchtig,
sie zur Rede zu stellen,
wo das Hiersein seichten Sinnes
zwischen den Ufern treibt.

vogel • fremd

Carsten Weber-Isele

Otto Falser verliert

Jeden Mittwoch packt sie ihren Koffer. Vorher schließt sie alle Fenster und zieht sich über ihre Jacke noch eine zweite. Dann streicht sie ihr Haar nach hinten, das von drei Nadeln notdürftig gehalten wird. Sie genießt das Fett an den Handinnenflächen. Sie weiß, dass ihr Körper keine Creme braucht.

Die Mütze ist aus Wolle, Schafswolle. Die isoliert noch besser. Wenn sie sie wüsche, wäre ihre Wirkung dahin. Sie ist sich nicht sicher, was sie heute noch braucht. Drei bis vier Plastiktüten, eine Schippe. Vielleicht ein altes Glas und eines noch mit Schraubverschluss. Eines mit und eines ohne Boden. Die Tüten haben keine Henkel mehr, also lieber noch mal drei. Ein Schal, vielleicht den grauen und besser noch mal einen. Und Strümpfe, die fehlen noch. Also noch mal nach oben ins Schlafzimmer. Sie greift den Stock und zieht sich am Geländer hoch. Ihre rechte Hand umfasst den Handlauf, das Haften der Hand auf dem Holz bemerkt sie kaum, und doch scheint es ihr vertraut. Es klebt so wie das Blut. Nur nicht warm, und nicht so fad. Der Krach, dann die Stille damals. Das Gefühl nach Leere und nach Schmerz, der kommen müsste, aber doch nicht kam. Scherben um sie rum, auf den Armen und den Beinen, im Gesicht. Sie atmet durch den Mund, dann strömt das Leben besser durch sie durch.

Ich muss alles ordnen, dann bin ich vorbereitet. Wenn einer käme, der mir hälfe. Präteritum, Aktiv, Konjunktiv II. So muss es heißen, oder eher hülfe? Ich hälfe, du hälftest, er hälfe. Kurz setzen. Dann denken. Die Bücher. Nein, nebenan, im kleinen Zimmer.

Die Zigeunerkind, alles haben sie mir genommen. Ich muss mich besser schützen. Wo ist die Kette? Sie ist es wert, der Rest ist nichtig. Sie ist das Pfand für alle Opfer. Handgefertigt hat er sie, niemals darf sie zurück zu ihm. Das Geld, alles weg, nur Gauner um mich rum. Dem Jungen hätt' ich gern vertraut. Nichts hatte er, und dann das Kind. Man muss doch helfen. Nur bloß kein Mitleid, Mitleid ist das letzte Übel. Wo las ich das? Nichts brauche ich, nur noch mich selbst. Doch, eine neue Wohnung wäre schön.

Sehen Sie hier und hier, und hier. Der gute Boden. Ruiniert haben sie ihn mir. Diese Bande. Wie konnte er auch nur so eine kostbare Diele verlegen? Wie konnte er auch nur, man hätte sie versiegeln müssen. Jetzt, alles voll, ein Fleck, und noch

einer, und hier und da. Wie lange ist das her? Die Zeit spielt keine Rolle. Nur der Dreck, alles noch von ihm. Und den Zigeunerkindern. Eingeschlichen haben sie sich. Und die ganze Nacht dann hier verbracht. Alles war doch ordentlich. Jetzt muss ich alles wieder ordnen. Morgen werd ich's machen. Bestimmt.

Warum nur all der Dreck? Die Schritte kleben. Merkt sie das denn nicht?

Ach, was glauben Sie, so hat er mir alles zugerichtet. Ich zeige Ihnen was, kommen Sie mit. Hier die Toilette. Benutzen kann ich so was nicht. Sehen Sie, der Dreck. Die andere, die hier drüben, die muss ich benutzen. Seit Jahren schon.

Die Toilettenbrille, weißer Kunststoff, vorn und an den Seiten grau, Haut und Haare, alles was vom Innersten des Menschen sich nach außen bahnt, alle Farben, grau, braun, gelb und rot, mattes Grün, und Ocker. Die Luft riecht schwarz, alles Licht fällt durch Scheiben, die den Blick nach außen längst verwehren.

Fünftausend gab ich ihm. Er war doch ein so lieber Junge. Und hatte nichts. Verstehen Sie?

Nicht mehr?

Doch, Fünfzigtausend. Was sagte ich? Fünfzigtausend D-Mark, ganz genau.

Nicht Euro?

Doch, doch, ich irre nicht.

Der linke Fuß scheint tonnenschwer, der Schuh ein Backstein, höher jedenfalls. Das Gehen ohne Stock gelingt mit Mühe eben noch, dann nimmt sie diese Hilfe wieder in die rechte Hand.

Die Strümpfe, welche nehme ich? Die grauen, die sind warm. Was meinen Sie?

Es ist doch Sommer!

Was glauben Sie, was ich schon einst erlebte. Die Kälte, sie kriecht in mir hoch wie Wolken, die sich über meine Zähne legen, wie Angst, die ledern hart und wie Peitschenhiebe alles nur noch schlimmer macht. Aber die Kette, die gebe ich nicht her. Es ist reines Gold, das Rheingold, und der Klang! Hören Sie? Ganz leise und tief von innen. Es kann so beruhigend sein, wenn alle gegen einen sind. Ich meinte es stets gut, verstehen Sie? Ich gab und sie nahmen mir alles. Eine andere Wohnung, das wäre schön. Diese nicht, sie haben sie mir ruiniert. Die Zigeuner Kinder, sie kamen rein, ich weiß es ganz genau. Den Schlüssel hatte ich dem Jungen doch gegeben, bis heute erhielt ich ihn nicht zurück. Ich muss neue Schlosser kaufen. Und aufpassen muss ich, sicher ist man nirgends. Das können Sie mir glauben. Doch hier zu sein, das geht nicht mehr. Dem Otto Falser geb' ich nichts mehr her, nichts, er hat mich doch betrogen, ist einfach auf und davon. Und

jetzt will er die Hälfte von dem Haus. Dabei hat er vorher alles ruiniert, die Dielen, das Bad und auch die Toilette, Sie sahen es.

Und dabei verströmt sie einen Duft von Menschlichkeit, der sich schleichend, langsam und allmählich erst, dann immer tiefer in die Nase bohrt. Nicht schlimm für das, was man erwarten könnte. Aber schlimmer als das, was sonst so riecht. Ein wenig Pflaume, leichte Süße, auch Klarheit, klassisch fast, dann Staub und Fett, Leber, Schlamm und Schimmelpilz, die sich auf die Atmung legen, die oberflächlicher kaum sein kann.

Nehmen Sie hier Platz, gerne bin ich draußen.

Den Weg dorthin versperren Gläser. Einmachgläser, solche mit und ohne Schraubverschluss. Alle leer und keins intakt, ein Haufen voller Scherben, der Weg zur Treppe und zur Haustür auch versperrt. Sie wählt den Weg zur Hintertür, die Treppe runter, knarrende Dielen, fleckig und klebrig, der Boden und der Handlauf. Die Steinmauer jedenfalls scheint doch besetzbar.

Nehmen Sie das Kissen hier, dann sitzen Sie bequemer.

Danke nein, ich komme schon zurecht, die Steine sind doch warm.

Dann dekoriert sie sich mit einem alten Strohhut, der links hinter ihr im Gras schon auf sie wartete. Die Ränder sind zwar ausgefranst, doch setzt sie ihn mit einer solchen Selbstverständlichkeit auf ihr Haar, als sei er Schutz und Schmuck zugleich.

Ein schöner Platz hier, nicht? Die Ruhe, alles was ich brauche, das habe ich oder könnte es doch haben.

Sie redet langsam, scheint zu überlegen, abzuwegen, nachzudenken, den Faden zu verlieren, ihn wieder aufzunehmen und einfach so dann fortzuspinnen.

Alles hatte ich, und jetzt? Die schönen Dinge bleiben. Den Wert erkennen, heißt ihn auch zu schätzen, den Schatz, die Kette, ich meine, ich zeigte Sie Ihnen doch bereits? Solche Dinge hat er selbst gemacht. Goldschmied war er und schön, wie alles was glänzt. Etwas Besonderes sollte es sein, ich hab es gut gemeint, damals. Ein kleines Haus hatte ich, ich habe es für ihn, den Otto Falser, einfach so verkauft. Hören Sie, er brauchte doch das Geld, er hatte doch selbst nicht genug. Hundertfünfzigtausend. Die gab ich ihm, und damit ist er weg. Aber die Kette, die hab ich noch. Was ist die Wert? Dreitausend doch bestimmt. Ich verstecke sie und nehme sie mit, immer wenn ich gehe. Alles muss in meinen Koffer, die Bücher auch. Hatte ich die Ihnen schon gezeigt? Ein Jammer, alles kreuz und quer, oben in meinem Zimmer, das in der Mitte. Kreuze scheinen mir suspekt. Ich meine

nicht die Kirche hier, unter der wir sitzen. Es geht ums Angesicht, verstehen Sie? Von mir zu dir und Zahn um Zahn, wie die Kälte aller Wolken, ganz langsam, anfangs merkt man's kaum, dann immer schneller, bis sie einen ganz erstickt. Das will ich nicht, glauben Sie mir, ich bin durchaus vorbereitet. Ich weiß genau, was dann zu tun ist.

Dann öffnet sie die kleine Schachtel, schwarz-blau mit goldener Prägung. Auf einem merkwürdig sauberen, fast strahlend königsblauen Samtbezug liegt eine zarte, rotgoldene Kette, die sie mit einer ihrer Anspannung würdigen Ruhe zwischen linkem Daumen und Zeigefinger greift. Der schwarz- graue Rand unter ihren Nägeln schimmert jetzt fast platinfarben. Wie in Zeitlupe, und doch hätte man diesen Vorgang nicht einfach so unterbrechen, aufhalten oder verhindern können, vielmehr ging von ihm eine lähmende Faszination aus, führt sie ihre linke Hand nach oben vor ihr Gesicht, wirft den Kopf in den Nacken, das Gesicht der Sonne zu. Und während sich ihre Augen, eben noch glänzend, schließen, öffnet sie ihren zahnlosen Mund. Dann lässt sie die Kette auf ihre matt-weiße Zunge fallen, und mit einem wissenden Lächeln genießt sie den Sieg.

Axel Görlach

vogel • fremd

auf dem tisch in der küche steht
eine flasche tuică halb voll oder
leer wie ihre träume. nachts wagt sie es,
deutsch zu sprechen, das scharf
geschliffene vokabular zu benutzen,
mit dem sie ihr leben zerlegt
in die wirklichkeiten der dinge: messer,
schere, fotoalbum

oft steht sie auf dem balkon
im zwölften stock, ihrem vogelnest
aus beton, über den tankstellen
und ausfallstraßen liegt blei
schwer der mittag, der undurchdringbare
nebel. es riecht nach fabrik
vielleicht oder schnee,
sie zerkratzt sich den unterarm
mit den eintätowierten zahlen

dann spürt sie eine bewegung im rücken
lösen sich aus dem grau der wand
die karpaten, ein schatten
reißt zärtlich ihr die brust auf, die vertraute
melodie splitternder rippen,
und vorsichtig trägt er ihr herz hinunter
durch die wälder zum fluss

Christian Folde

Ausrasten

Gerade war er noch da. Das gibt's doch nicht. Du hattest ihn eben noch. Weg. Das gibt's doch nicht. Hier auf dem Baumstumpf. Du hattest ihn doch hier auf dem Baumstumpf. Du hast in den Wecken gebissen hier auf dem Baumstumpf, und da war er noch da. Und gerade als du ihn aufschreiben willst, ist er weg. Das gibt's doch nicht! *steht auf* Den vergilbten Zettel in der Hand, sitzt du hier, und dann ist er auf einmal weg. Mit gespitztem Bleistift und angebissenem Wecken. Haidanai! Der muss dir doch wieder einfallen. Ruhig bleiben. *setzt sich* Was wolltest du? Ausrasten. Endlich ausrasten, ganz in Ruhe ausrasten, hast du gedacht. Hinter der Kuchalb, der Baumstumpf am Waldrand, Blick ins Ländle, Messelberg, Stuifen, Rechberg, Hohenstaufen. Ausrufen, Rast, hast du gedacht und dich auf den Baumstumpf gesetzt und Durst gehabt und aus der Siggflasche getrunken und Hunger gehabt und den Wecken ausgepackt und in den Wecken hineingebissen und den Gedanken gehabt. Aber welchen? Herrgott Sakra! *steht auf* Woran hast du denn gedacht? Gerade war er doch noch da. Hier auf dem Baumstumpf hast du gesessen und hattest ihn klar vor Augen, und dann ist er plötzlich weg und zwar gerade in dem Moment, als du den vergilbten Zettel hervorgeholt und den gespitzten Bleistift in der Hand hattest, alles bereit gemacht, um ihn endlich aufzuschreiben. Wo ist er hin? *schaut auf den Wecken* Der Wecken, du hast in den Wecken gebissen, und da hattest du ihn. Kruzifix! *spuckt Weg!* *schüttelt den Kopf* Ruhig bleiben. Hinsetzen. *setzt sich* Nochmal ganz von vorn. Von Böhmenkirch aus den Talweg nach Treffelhausen, links runter ins Roggental, rechts durch den Wald hoch nach Schnittlingen, am Segelflugplatz Donzdorf vorbei, durch Oberweckerstell durch, zur Kuchalb. Ausrasten, endlich ausrasten, hast du gedacht. Und du bist zum Baumstumpf und hast dich auf den Baumstumpf gesetzt und hast angefangen auszurasten und hast Durst gehabt und aus der Siggflasche getrunken und hast Hunger gehabt und den Wecken ausgepackt und in den Wecken gebissen und den Gedanken gehabt und den vergilbten Zettel rausgeholt und den gespitzten Bleistift und zwar mit dem Gedanken, den Gedanken aufzuschreiben. Aber da war er ja weg! *schüttelt den Kopf* Heiligblechle! *steht auf* Du denkst einen Gedanken, und dann denkst du, du musst den Gedanken aufschreiben, damit er dir nicht entkommt, und in diesem Gedanken entkommt

der Gedanke. Puff! Da hast du den Gedanken und willst ihn aufschreiben, und dann ist er weg. Da nimmst du die Strapazen einer Wanderung – quer über die Alb – auf dich, mit dem Ziel, einen Gedanken zu entwickeln, und dann kommt dir der Gedanke, kommt dir, als du gerade anfängst auszurasten, und dann kommt er dir abhanden. Jässis! *schaut ins Ländle* Messelberg, Stuifen, Rechberg, Hohenstaufen *schaut auf den Wecken* Käswecka. Warum hasch du an Käswecka kauft, du Sembachel? *schüttelt den Kopf* Beruhig dich! *setzt sich* Du hast in den Wecken gebissen, da kam er dir. Du hast auf dem Baumstumpf gesessen und den vergilbten Zettel hervorgeholt und den gespitzten Bleistift und wolltest ihn aufschreiben, und da war er nicht mehr da. Du wolltest in Ruhe ausrasten, ganz in Ruhe ausrasten, hast du gedacht, von den Strapazen der Albwanderung. Du hast gedacht, jetzt rastet du hier ganz in Ruhe aus und schaust ins Ländle *schaut ins Ländle* und du hast angefangen auszurasten und hast Durst gehabt und aus der Siggflasche getrunken und hast Hunger gehabt und den Wecken ausgepackt und vom Wecken abgebissen und hast einen Gedanken gehabt, einen Kuchalbgedanken. Aber der Kuchalb-gedanke ist entkommen, und zwar in dem Moment, als du den Gedanken hattest, den Kuchalbgedanken aufzuschreiben. Du hattest den Gedanken, den Kuchalb-gedanken aufzuschreiben und wolltest diesen Aufschreibgedanken tatsächlich in die Tat umsetzen, indem du den vergilbten Zettel und den gespitzten Bleistift hervorgeholt hast. Der Kuchalbgedanke war dir aber entkommen, und also war der Aufschreibgedanke, der ja ohne den Kuchalbgedanken nicht in die Tat umzusetzen war, nicht in die Tat umzusetzen. Ohne den Kuchalbgedanken war ja der Aufschreibgedanke nur mehr ein unvollständiger, halber Gedanke, kein vollständiger, ganzer, und da der Aufschreibgedanke nur ein unvollständiger Gedanke, kein vollständiger, war, war es tatsächlich unmöglich, ihn in die Tat umzusetzen und den Kuchalbgedanken aufzuschreiben. *trinkt aus der Siggflasche* Legg me do! *steht auf* Da wanderst du quer über die Alb, mit dem Ziel, einen Gedanken zu entwickeln, und du fängst tatsächlich an, einen Gedanken zu entwickeln, aus Böhmenkirch raus zu entwickeln, den Talweg nach Treffelhausen runter zu entwickeln, links ins Roggental hinein zu entwickeln, rechts nach Schnittlingen rauf zu entwickeln, am Segelflugplatz Donzdorf vorbei zu entwickeln, durch Oberweckerstell durch zu entwickeln und zur Kuchalb hin zu entwickeln, und dann kommt dir der Gedanke, als du gerade anfängst, auf dem Baumstumpf auszurasten, und dann kommt er dir abhanden! Die Strapazen der Albwanderung, die eine Gedankenentwicklungswanderung ist, sind umsonst

gewesen! Der Kuchalbgedanke, der das Resultat der Albwanderung und also der Gedankenentwicklungswanderung gewesen ist, ist weg. Puff! *zuckt mit den Schultern* Wie sich erinnern? Wie kannst du dich an den Kuchalbgedanken erinnern? Heilandzag! Einfach abwarten. Hinsetzen und warten. *setzt sich* Abwarten und nicht an ihn denken. *schaut ins Ländle* Messelberg, Stuifen, Rechberg, Hohenstaufen. *beißt in den Wecken* Käswecka. Warum hasch du Seggl beim Metzger an Baurakäswecka kauft, koin Läberkäswecka? Hurasakramend! *trinkt aus der Siggflasche* Abwarten. Abwarten, bis er wiederkommt. Von selbst. Nicht an ihn denken. Die Gedanken sind scheu. Der Kuchalbgedanke ist scheu. Der kommt nicht, wenn man an ihn denkt. Du wartest jetzt hier auf dem Baumstumpf ganz ruhig ab, bis der Kuchalbgedanke wiederkommt und denkst gerade nicht an ihn. Im Gegenteil. Das ständige Denken an die Gedanken vertreibt die Gedanken. Das Denken an die Gedanken führt gerade nicht zu den Gedanken. Das Denken an die Gedanken ist gerade kein Andenken der Gedanken. Im Gegenteil. Die Gedanken kommen ja ganz von alleine wieder, wenn man sie lässt. Man muss dem Kuchalbgedanken nur Zeit geben. Dann kommt er. *schaut ins Ländle, trinkt aus der Siggflasche* Was aber, wenn er nicht kommt? Wenn du hier wartest und abwartest, und er kommt gar nicht wieder von allein? Häufig kommen die Gedanken erst Stunden oder Tage später wieder. Manchmal kommen sie nie. Dann war die ganze Albwanderung umsonst, die ganze Gedankenentwicklungswanderung und die mit dieser Entwicklung verbundenen Strapazen waren dann zwecklos. Die Rausentwicklung aus Böhmenkirch umsonst, die Runterentwicklung nach Treffelhausen zwecklos, die Hineinentwicklung ins Roggental, die Raufentwicklung nach Schnittlingen umsonst, die Vorbeientwicklung am Segelflugplatz Donzdorf, die Durchentwicklung durch Oberweckerstell und die Hinentwicklung zur Kuchalb zwecklos. Die von dir vollzogene Albquerung, die nichts anderes als eine Gedankenquerung ist, war dann umsonst und zwecklos. Soa Glomb soa elends! Des gaiz do garett! *steht auf* Wie sich erinnern? Wie kannst du dich an den Kuchalbgedanken erinnern? *schaut ins Ländle* Messelberg, Stuifen, Rechberg, Hohenstaufen. *schaut zurück* Verfolgen! Du musst den Gedanken verfolgen, den Gedanken und den Weg verfolgen, zurückverfolgen. Du musst den Weg zurückgehen und den Kuchalbgedanken auf diesem Weg zurückverfolgen, den Kuchalbgedankenweg verfolgen, um den Kuchalbgedanken zu fassen. Ganz systematisch. Du musst dem Gedanken nachgehen, dem Weg nachgehen, um den Gedanken zu fassen. Du gehst dem Gedanken nach und verfolgst ihn, bis du ihn

gefasst hast. Ganz systematisch. Indem du den Weg verfolgst, zurückverfolgst, und ihm nachgehst, ihn zurückgehst, fasst du den Gedanken. Jetzt sofort! Jetzt zur Kuchalb hin, durch Oberweckerstell durch, vorbei am Segelflugplatz Donzdorf, nach Schnittlingen runter, ins Roggental hinein, rauf nach Treffelhausen und rein nach Böhmenkirch. Quer über die Alb den Weg verfolgen, zurückverfolgen, um die Gedanken zurückzuverfolgen. Den Albquergang, der nichts anderes als ein Gedankenquergang ist, nachgehen, um dem Gedanken nachzugehen. Jetzt sofort! *läuft los* Vielleicht genügt es, nur bis zur Kuchalb zurückzugehen, kehrt zu machen und von dort aus wieder hierher zu gehen? Gar nicht die ganze Albquerung, sondern nur die letzten Meter wiederholen. Du wiederholst einfach nur die letzten Meter, und dann wird dir der Kuchalbgedanke wieder kommen. Du gehst bis zur Kuchalb und drehst bei der Kuchalb um und läufst wieder hierher zum Baumstumpf, und zwar in dem Gedanken, endlich auszurasten, ganz in Ruhe auszurasten, und du setzt dich auf den Baumstumpf und trinkst aus der Siggflasche und beißt in den Wecken hinein, und dann kommt er dir wieder. So einfach! Und dann holst du den vergilbten Zettel heraus und den gespitzten Bleistift, und du schreibst den Kuchalbgedanken auf und vollendest die mit der Albwanderung verbundene Absicht, einen Gedanken zu entwickeln. *dreht um* Du musst alles gleich machen, genau gleich. Wie bist du auf den Baumstumpf zugegangen? In dem Gedanken auszurasten. Und du hast gesungen. Du hast dich an den Wandertag erinnert und an das Wanderlied. *singt A Fahrradsaddl / a Fahrradschlach / a dicker nasser Lumba / mei Vadr raucht an Stumba / i jolla i jolla mossa mossa stampfa.* *setzt sich, trinkt aus der Siggflasche, beißt in den Wecken, schaut ins Ländle, schüttelt den Kopf* Hemmel Herrgottsagrament, legg me am Arsch, Scheißglomb verregds! Des gaiz ett! Wo isch der Gedanke, der elendige? Jetzt hasch du ihn verfolgt, du bisch ihm nachganga, und er will immer no ett komma. I kennd glei uff dr sau naus fahra! *steht auf, läuft los, singt, dreht um, singt lauter, setzt sich, trinkt aus der Siggflasche, beißt in den Wecken, schaut ins Ländle, schüttelt den Kopf und rastet in Ruhe aus.*

Ulrike E. Hornung

Alter ist keine Krankheit, Frau G.

	aber ich vergesse die ...
die Namen	ja die namen und die ...
Wörter, Frau G.	ja die wörter
Wie heißt Ihr Mann, Ihr Hund	
so sie einen haben, Frau G.	früher hieß er liebling jetzt alter knochen der ... heißt ... <i>ich weiß nicht</i>
Also, Ihr Mann heißt alter Knochen	
Und den Namen Ihres Hundes	
Wissen Sie nicht	ich sagte doch – <i>ich weiß nicht</i> heißt der ...
Der Hund	ja der hund
Und wieso sagen Sie zu Ihrem Mann	
Alter Knochen, Frau G.	ich sage das nicht, aber er heißt so
Nun gut	
Und wie heißen Sie	was sagt Ihr computer
Ich frage Sie	
Computer können Sie sich merken	
Ist das ein wichtiges Wort	
Wie heißt das Ding, auf dem Sie sitzen	thonet freischwinger ohne armlehne korbgflecht design von ludwig mies van de rohe 1927 bauhausstil



Tobias Lewkowicz

Schwarze Nächte – dragons

Wenn die Straße einen am Rückgrat packt // den Hinterknochenkopf zerflügt
// die Haut auf Haut aufschlägt // sind die Gedanken am Kreisen // um Hüften
die kreisen // randvoll mit Allmachtsphantasien

Ziehen mit ihrem Leben // so ernsthaft durch die Nächte // auf hart getrimmt
// der Mond die neue Sonne // eiert seine Pilgerfahrt // die Quizfrage: wo hat
sich die Zeit hin verschoben

Und die Körper sind kleine Drachen // haben den inneren Schweinehund
abgeschlachtet // tragen Sonnenbankflavour auf den Zungen // und Lippen

Hoffen nicht zu platzen // irrwitzig // wie Knallerbsen auf Seifenblasen // bei
diesem Lindenblatt // surrt ihr abenteuerlicher Film ab // und sie fauchen
schnaubend: die im Fernsehen // sollen quatschen // labern Alder

Jule Weber

Der Ort: ein Zimmer mit neonflackerndem Licht. Kein Charakter.
Dann betritt Willem den Raum. Hände auf dem Rücken, eine
Einmannumarmung.

Willem: Jeden Tag hör ich nur das
 Tuten im Telefonhörer das
 Rufen der Fußballspieler das
 Ticken der Uhr an der Wand.

tuut- ich weiß wo dein auto steht-tick – tuut-spiel ihn ab-tack – tuut-dieser
vollidiot-tick
tuut-foul-tack tuut.

 das von Ihnen gewünschte Tor ist leider nicht gefallen.
 Es ist 14:36.
 Malin hebt nicht ab.

Willem sitzt auf einer Pritsche, hinter der das Fenster verriegelt ist wie die Tür.
Bald kommen sie ihn holen, dann sitzt er auf dem Stuhl vor dem Tisch, hinter
dem das Lächeln schief hängt.

Willem: Malin geht nicht ans Telefon.

Dann erklären sie ihm wieder, dass es Malin gar nicht gibt, dass sie nicht
rangehen kann, dass es auch das Telefon nicht gibt und dass es nur in seinem
Kopf tutet.

Willem: Es ging 3:0 aus, heute.

Jetzt freuen sie sich. Weil er immer noch die Spiele verfolgt, auf dem Platz,
hinter dem Zaun, am Ende des Gartens, direkt vor der Anstalt.

Willem: Ein Spiel dauert 5.400 TickTacks.

Die Ärztin notiert es. In ein dickes Buch mit braunem Umschlag, ihr schiefes Lächeln fällt aus dem Gesicht auf die Seiten, sie klemmt es beim Zuschlagen ein.

Willem: Malin geht nicht ans Telefon.

Man bringt ihn zurück, Hände auf dem Rücken, eine Einmannumarmung.
Das Zimmer mit neonflackerndem Licht. Kein Charakter.
Hinter ihm schließt sich die Tür, ein winziges Fenster zum Flur. Schlüsselwalzer im Schloss, tanzende Zähne, Drehung.

Neben der Tür, ein Schild.

Nummer 376
M. Heiner

wir haben den weg verloren
zwischen denhecken der straßen
den ecken der gärten aus betonung
eine ausgesprochen dumme idee
in die tat umgesetzt:
ohne kompass zu reisen
führt blindlings ins hummeldorf
wo wir behaupten wir hätten
die ferne gesucht und gefunden.

m. bildet sich ein w. zu sein,
ein verdrängungsmechanismus.
ist es leichter zu glauben
selbst w. zu sein und das eigene ego
zu vergessen, da w. einmal starb,
wie sie sagt, im „hummeldickicht“?

das unterbewusstsein sucht seinen ursprung,
weshalb m. als w. versucht,
m. telefonisch zu erreichen,
im kopf eine verbindung zu generieren.
m. scheitert an der angst,
sich selbst den tod von w. zu berichten.

es bleibt bei der hoffnung der ärzte,
dass m. sich selbst erreicht und abhebt,
da äußere klärung missglückt ist.
wie wir wissen, starb w. in berlin,
die umstände sind ungeklärt,
es ist zu hoffen, dass m. sie irgendwann aufklärt.

Kerstin Becker

Hochgradig

*Die Würmer in der Angeldose sagten: Es ist kühl
auf dem Weg zum Haken.*

*Da wusste ich, dass die Stimme
der Geister hereingelassen worden war -
so stark wie eine epileptische Aura -
und dass ich nicht mehr allein
singen musste.*

nach Anne Sexton

Wir spazieren. Ein Mann hastet. Hastet als könne er immer so weiter, seine Aktentasche mit der neuesten Rendite, Umstrukturierung, pikanten Kontodetails von einer Chefetage zur andern tragen, durch Städte, über Kontinente. Ein Straßenarbeiter kaut mit offenem Mund. Schwitzt. Hält sein Werkzeug wie etwas, das unbedingt zu ihm gehört. Kann mich nicht zusammenhalten, den Mantel, das Kleid, die Gedanken. Vibrationen des Lärms. Das Dröhnen der Baufahrzeuge. Häuser bekommen Risse. Asphalt öffnet sich unter Fräsen. Wie sich Gesichter verwandeln, wenn man sich fallen lässt. Lächeln und plötzlich: hautlos.

Wir spazieren und ich erkenn ein System. Muss es bloß verstehn. Am Wegrand Blumen, Hundehaufen, wieder Blumen, wieder Haufen. Jakob fällt nichts auf. Aber ich kann das System entschlüsseln, muss nur entschlossen sein, ich muss. Schönheit in enger Nachbarschaft zum Dreck. Wieder violette Kelche und wieder dies widerliche Zeug.

Zuhause schreit jemand im Fernseher im Film. Heut Abend koch ich. Habs versprochen. Hab ich doch? Ich koche Huhn. Jakob legt die Hand auf meinen Bauch. Menschen brauchen Zuwendung.

Wie sich Blasen bilden. Kleine Blasen und dann wachsen. Erwachsen werden im Topf. Und Schaum. O Gott es spreizt die Beine seine Haut so dünn. Blass und

ausgenommen in der heißen Brühe zwischen Wurzelwerk. Kreatur, die ich beherrscht und würze. Kopflos, und dies Loch klafft. Dort gehts ins Innere. Da: mein ausgeräumter Bauch. Ich erschreck vor meinem Schluchzen. Hols mit der Kelle raus. Ich renne in den Garten und begrabs. Wühl nach dem passenden Gefühl für was wie das. Erde drüber, Blume drauf und kleines Kreuz. Gleich ist mir wohler. Auch wenn's lächerlich. Holzkreuz, Reminiszenz an alte Hinrichtungsarten, um den Hals getragen Talisman, Gri Gri für Christen.

Ich stell Käse, Brot und Butter hin, Jakob nölt. Er sticht die gelbe Masse ab, ich hör ihr weiches Weinen. Müsste sie auch, müsst sie doch auch begraben, sie zum Huhn neben das Kräuterbeet.

Später Schwanz greifen, Fingerspiel, all das Wiederholte, Abgelichtete. Verbrauchte Gesten lassen sich nicht mehr von mir benutzen. Mein Nervenkostüm hängt in Fetzen. Warn Jakobs Stöße heut besonders roh? Nein, nur das Abendprogramm. Er schlafst. Zum Glück. Sein stummer Körper weckt etwas in mir, hatt ich das früher schon?

Mein Laufband hilft in solchen Nächten. Nacht, ich fließ hinein. Ich schlaf doch nicht? Bin wach und renne, heb die Beine in schöner Regelmäßigkeit. Ich keuch, ich hörs. Seh meinen Körper, wie er die Geschwindigkeit des Laufbands übersetzt im Spiegel. Die im Spiegel flüstert ich bin du, bin du, besser als du. Sagt schneller, schneller, lauf in dich zurück. Sagt schneller schneller. Muss die da drin erreichen. Alles sticht, sie will ich komme, alles sticht, muss stoppen, find den Schalter nicht.

Jakob liefert mich ab. Schwestern bringen mich zu Bett und Pillen mich ins Schwarze. Ärzte starrn durch meinen Schlaf, jongliern mit Diagnosen, lecken sich die Lippen, nicken. Der Schwarm weißer Kittel füllt das Loch in meinem Schädel. Gießen sie Scardanelli - Verse durch meine Fontanelle? Repetition. Repetition. Der Morgen kommt so schnell und taub.

Eine Frau im Nachbarbett jault und wühlt in ihren Kissen. Und wenn ich hier aufs Fensterbrett und dann die Arme weit und ruf: Passt auf, wie ich's mach! Ringsum verhuschte oder stumpfe Blicke, dies Schlurfen oder Wetzen. Manche tippen auch wie kleine Nager. Bin keine von denen! Soll spazieren mit denen. Wir gehen durch

den Park, der Schreie abgespeichert hat. Zerfranste Augen sehn mich aus der Buchenrinde an.

Da, die Forensische. Verkapselte Insel. Gesichter hinter Gittern. Blumen neben Hundehaufen. Ein Mann öffnet das Fenster hinter Eisenstäben und schöpft Grün, schöpft Vogelrufe, Luft. Hält sein Gesicht fahl wie ein Zootier in den Sauerstoff, die arme Sau. Blut an den Händen.

Bin Block B. Block B ist gut. Lass mir vom Arzt noch mal den Unterschied von schizophren und schizoid erklären. Seine Augen zum Zerspringen gläsern, schön. Was müssen Wörter sich so furchtbar ähnlich sein, die doch Verschiednes meinen. Es redet keiner. Fast alle rauchen, aber sagen nichts vor und nach dem Essen. Ich esse nichts.

Abend oder Nacht? Ich schlaf doch schon. Die Schwester mit dem Mitgefühl schiebt trotzdem ihre warmen Finger zwischen meine Lippen. Mit Tabletten, Plural, ja.

Keiner muss in meinem Mund alleine sein.



Dtt
2012

Blütenweiße Wände

Anastasja Schmidt

Bubentraum

Der Vater ging mit zwei Armen aus dem Haus und kehrte mit einem Arm zurück. Das Kind verstand nicht viel von Zeit, es spürte nur, dass er lange fort gewesen war. Fast erkannte es ihn nicht wieder. Auch im Gesicht des Vaters hatte sich etwas verändert. Es war fahrig geworden und ernst. Das Lächeln war fort. Es war aber eine unbestimmbare Schönheit in ihm eingekehrt, die er aus dem Besonderen bezog.

Während seiner Abwesenheit hatte es in den Nächten die Kuhle im Bett neben der Mutter ausgefüllt, die es an sich gedrückt und manchmal leise geweinte hatte, wenn sie geglaubt hatte, es würde schlafen. Es war beinah erbost, als der Vater zurückkam und seinen Anspruch auf den alten Platz erhob. Trotzig hatte es sich zwischen die Eltern gedrängt und war am nächsten Morgen doch wieder im eigenen Bett erwacht. Deshalb nahm es sich vor, nicht mehr zu schlafen, aber die Augen verwandelten sich in Bleiklappen und fielen zu.

Als es endlich Worte fand, fragte es den Vater: Wo ist dein Arm? Ich habe doch zwei davon.

Der Vater zog sein Hemd aus und zeigte ihm den Stumpf.

Da war mein Arm, sagte er.

Wo war er hin?

Das Kind blickte verwundert. Es wusste, dass sich Schnecken in ihre Häuser zurückziehen konnten.

Wenn ich alt bin, verschwindet mein Arm auch in mir?

Nein, sagte der Vater. Arme können nicht einfach im Körper verschwinden.

Seiner war ihm durch Unachtsamkeit abhandengekommen.

Gib also immer gut auf dich Acht, mahnte er.

Das Kind nickte. Da hatte es den Stumpf längst lieb gewonnen.

So oft es ging, suchte es einen Vorwand, um ihn berühren zu dürfen, und weinte, wenn man es nicht ließ. Da musste der Vater sich entkleiden und herunterbeugen, damit das Kind, erst zaghaft, dann zärtlich daran entlang tasten konnte. Drei Fingerschritte nach oben, vier Fingerschritte nach unten. Das Ende, dort, wo die Haut um den Knochen zusammengewachsen war, war ihm am liebsten. Abends, auf dem Sofa, wenn der Vater seine Nachtkleidung trug, kroch es zu ihm herüber,

schob den Ärmel hinauf und küsste und knetete den Stumpf, bis der Vater ärgerlich wurde und es zu untersagen drohte. Dann begnügte es sich damit, das Gesicht darauf zu pressen und blieb so liegen, starrte in den Fernseher und war glücklich.

Allein der Vater durfte es baden. Allein vom Vater wollte es ins Bett gebracht werden.

Lies vor, bat es.

Der Vater legte das Buch auf die Bettkante, ließ den Stumpf daneben ruhen. Wie friedlich er dort wirkte auf dem Laken. Unter der Decke schob das Kind heimlich seinen Arm unter den Rücken und wartete auf das Kribbeln. Erst dann schlief es ein und träumte gut.

Etwa zur gleichen Zeit kam ihm die Erkenntnis vom Überfluss am eigenen Körper.

Es wuchs heran und wurde älter, aber nicht froh.

Zu seiner ersten Freundin sagte er: Ich fühle mich nicht ganz.

Du bist schön. Es ist alles an dir.

Es ist das Falsche, sagte er.

Sie blieb noch über Nacht und kam danach nicht zurück. Von Kummer gepeinigt, sprach er dem unliebsamen Gliedmaß eine Mitschuld zu. Solange es sein Begleiter blieb, wollte er nicht glücklich werden.

Der Vater hatte Recht behalten: Menschen waren nicht wie Schnecken. Er nahm Nadeln und stach auf den Arm ein. Der Arm blieb beharrlich und zog sich nicht in sein Inneres zurück.

Solange er auch danach suchte, er blieb erfolglos. Einen Stumpf wie den des Vaters fand er nicht wieder vor. Der Vater verbarg seinen unter einer Prothese und selbst auf Bitten nahm er sie nicht mehr ab. Was hätte er dafür gegeben, wieder Kind sein zu dürfen. Noch immer legte er den Arm unter den Rücken, bis er taub war und kribbelte, schlief ein, doch träumte nicht gut.

Zu seiner zweiten Freundin sagte er: Lass uns etwas probieren. Er lag mit ihr im Bett und empfand nichts dabei.

Sie brachte ein Seil heran auf seine Bitte.

Jetzt beug deinen Arm und press ihn ganz eng.

Sie schnürte ihn fester und fester zusammen. Auch wenn es sehr weh tat, es war ihm längst nicht genug. Der falsche Stumpf wühlte sich zwischen die Laken. Er

fand ihren Körper und tastete sich hoch. Gefällt es dir so?, fragte sie und ließ sich streicheln. Sie zitterte leicht, er erschien ihr ganz fremd.

Bald fand er sich wieder alleine und trauerte.
Es war ihm, als würde ihn niemand verstehen.
Noch vor dem Auto war er daher zur Stelle.
Er lag auf dem Bordstein und atmete flach.
Sobald es sich näherte, fuhr er den Arm aus.
Der Reifen kam drüber und alles war schwarz.
Recht herzlichen Glückwunsch, meinte der Doktor.
Der Arm ist jetzt ab und Sie wieder ganz.
Doch als der Traum vorüber war, war der Arm noch immer da.

Werner Weimar-Mazur

kopenhagener deutung

1

steht gelber mohn
im gefiederten auge
drei scherben hoch
trinkst du den tag
in vollen zügen

2

dein zittern ist ein wildes tier

3

die falter sind
verwahrlost du

4

und ausgefranst aus hellen nächten

Axel Görlach

irr • licht

nie ging sie auf der rechten seite
der straße. sie machte einen bogen um
alles grüne wie zu viel gras, den park
oder grüne, geparkte autos

sie rauchte allein filterlose gauloises
auf dem geländer des parkdecks
sitzend im regen
ging sie aufrechter als sonst
war ihr langer rücken gekrümmmt
wie ein die last des sommers
tragender olivenbaum

sie nannten sie leuchtturm oder
ariadne, wenn sie durch die unigänge
stolperte, ein rotes irrlicht war ihr haar
leuchtete im dunst der mensa

bevor sie verschwand, sahen wir sie lachen
im heidegger-seminar,
als sie die zerfallende existenz
ihres abgekauten bleistifts
genau untersuchte

Birgit Brüster

Irre oder Blütenweiße Wände, schwarzblaue Nacht

Was für ein Tag, der Tag, an dem die letzte Umzugskiste ausgepackt, die letzten Handwerker verschwunden und die letzte Wand gestrichen ist. Aus dem Fenster fällt ihr Blick auf den Kran, die Baustelle, hinter der sich Hochhäuser auftürmen. Zur anderen Seite hin die quadratische Terrasse, die Sonne kommt nicht hierher, düster liegt sie da, es ist Winter, im Sommer wird es wieder anders werden, heller, freundlicher. Sie sieht schon wie der riesige weiße Schirm, den sie bis dahin kaufen und aufspannen wird, die Blicke der Nachbarn abfängt, wie sie mit Freundinnen Latte Macchiato trinken und Vanilleeis mit heißen Himbeeren löffeln wird, Löffel für Löffel zergeht auf der Zunge, Kühle und Schatten machen den Sommernachmittag erträglich, leichter Wind zieht um die Häuser, zerzaust die wenigen grauen Strähnen, die sie wieder einmal beim Färben vergessen hat. Und sie wird dieses Gefühl nicht los, Schattenseite des Lebens, als stünde sie immer wieder auf der Schattenseite, ganz gleich wie sie sich verhielte, die Schattenseite holt sie wieder ein, wirft sich mit aller Macht auf ihren fragilen Körper, zu wenig Fett hat sie, zu wenig dicke Haut. Dabei ist ihre Haut rosig, ein Schweinchenrosa mit leicht schimmerndem Glanz, über und über von rötlichem Flaum bedeckt. Schneeweiß, die Wände, jedes Mal wieder schneeweisse Wände, das haben Umzüge so an sich, die Wände sind frisch gestrichen, und doch ist sie immer wieder geblendet von so viel Neuem, als dränge sich eine Erwartung auf, die wieder enttäuscht werden müsse. Neuanfänge haben etwas Befreiendes und zugleich Beängstigendes an sich, Neuanfänge führen auf Abwege, Abwege verästeln sich zu weiteren Abwegen, am Ende führen sie in ein Netz voller Abwege und Möglichkeiten, das sich ins Unendliche verzweigt. Die Terrasse liegt zum Innenhof, die Fenster sind wie zur Straße hin mit Sichtschutz verdeckt und doch kann jeder hineinsehen. Jeden Morgen, wenn sie aufsteht, sieht man, ob sie sich gekämmt hat oder nicht, aber wer sollte sie schon sehen wollen, es gibt bei ihr nichts zu sehen. Höchstens ihre schwer hängenden Brüste, wenn sie am Herd steht und Milch erhitzt oder die Espressomaschine bedient, kleine Nachlässigkeiten wie ungewaschenes Haar oder ungeschminkte Gesichtszüge. Sie leidet nicht unter Verfolgungswahn, litt nie darunter, wird nie darunter leiden. Diese weißen Wände, auf denen nichts zu sehen ist, keine Unebenmäßigkeit, kein Fleck, keine Irritation, so makellos wie eine digitale Oberfläche. Makellos auch ihr Gesicht, sie überprüft immer

wieder die Faltentiefe auf der Stirn und an den Mundwinkeln entlang, Nasolabialfalten, Zornesfalten, woher nur diese Denkerstirn kommt, denkt sie so viel? Eine Art Erstarrung macht sich auf ihren Zügen breit wie in ihrem Leben, die Wohnungswechsel der vergangenen Jahre haben sie nicht lösen können. Mittel, um Gesichtsfalten auszulöschen lässt sie sich spritzen, was ihr fehlt ist die Vitaminspritze, die Bewegungsspritze, die Gefühlsspritze. Als liefe sie vor etwas davon, was ihr, je mehr sie sich in die Zukunft fortbewegte, umso rascher auf dem Fuß folgte, eilt sie weiter und weiter ohne sich umzuschauen. Grau in Grau die Vergangenheit, eine Vielzahl abgearbeiteter Jahre und Jahrzehnte, ein Nebel, der Ängste und Hoffnungen umhüllt mit seiner kühlen feuchten milchigweißen Schicht. Ist da noch jemand? Folgt ihr jemand? Soll sie sich umdrehen und zurückschauen? Nach ihren Umzügen lädt sie Freundinnen ein, Bekannte, Bekannte von Freundinnen und Freundinnen von Bekannten, sie will sich sicher fühlen, heimisch in ihren wechselnden Wohnungen, Einweihungsrituale mit selbstgebackenem Schokoladenkuchen, mit Aufläufen und bunten Blumensträußen auf den Tischen, kornblumenblau und goldgelb schimmern die Blüten, dazwischen das weiße Schleierkraut. Und doch spürt sie wie sich langsam die Einsamkeit an sie heranmacht, wie sie nachts um die Wohnung schleicht, um ihr Bett, ihren Körper weht, ein eisiger schneidender Wind. Sie starrt durch die noch nicht ganz abgedunkelten Fenster, Zwielicht erfüllt den Raum, milchigweiße Schwaden ziehen vorüber, die schweren grauen Vorhänge wehen im Wind. Ihr Schlafzimmer gibt den Blick auf die umliegenden Häuser frei, ein Neubaugebiet, immer wieder hat sie Wohnungen stadtnah in Neubaugebieten gekauft, gute Kapitalanlagen. Und immer wieder dieses Gefühl des endgültigen Ankommens und in diesem Moment, wo die Kisten ausgepackt, die Freunde eingeladen, die ersten Feste vorübergezogen sind wie Rauchwolken, Anzeichen einer unheilvollen Zukunft, der Drang wieder auszuziehen und nie mehr wiederzukommen. Morgens dringt eine winterliche Dunkelheit ins Schlafzimmer, sie geht in die Wohnküche, wo ein Herd, mitten im Raum platziert, auf Gäste wartet, sie setzt die chromglänzende Espressomaschine in Gang, ein dumpfes Surren, und vor ihr schwappt die dunkelbraune dampfende Flüssigkeit ins Glas. Das Dunkel der Wohnung muss sich nachträglich eingeschlichen haben, als sie sie besichtigt hat, war es hell und sonnig, sie kann sich erinnern, wie anders ihr Eindruck damals war, der Tag liegt erst wenige Wochen zurück. Ein sonniger Nachmittag im Frühherbst, der Makler öffnet die Tür. Nordseite sagt er, sie haben hier Nordseite, aber sehen Sie selbst, es ist hell, heller kann es gar nicht sein, die Sonne fällt am Abend in die Wohnküche, nur die Terrasse

liegt im Innenhof. Schatten im Sommer, die Sommer heutzutage, da sind Sie froh über ein bisschen Kühle. Es gehen nur Anwohner über die Wege, Hecken davor, großer Sonnenschirm, kein Problem. Letzte Sonnenstrahlen dringen hinein und werden vom frischen Schneeweiß der Wände zurückgeworfen, Schattenflecken tanzen hin und her, die Augen des Maklers leuchten hell auf. Ich nehme sie. Ich nehme die Wohnung. Wie oft in ihrem Leben hat sie sich spontan entschieden, so gut wie nie, niemals, fast nie, nie. Die Helligkeit seiner Augen strahlt durch die Wohnküche, das milde Herbstlicht fällt ein, himmelblaue Augen lächeln sie an.

Inzwischen ist es gleich, ob sie diese oder eine andere Wohnung kauft, sie hat es geschafft, endlich geschafft, sich ein Vermögen aufzubauen, ein Wohnungs-imperium, Behausungen, in denen Menschen leben, die von ihrer Gunst abhängig sind. Die erste Wohnung, die schwerste, ein weniger gut gelegenes Viertel, ein gewisses Risiko bei der Wiedervermietung, kein großes, aber doch ein Restrisiko, sie nimmt es gelassen hin, wenige Wochen später die nächste Wohnung, wie beim Monopoly, es ist ein Spiel, ein Spiel, sonst nichts. Sie würfelt und sie kauft, kaufen und würfeln, würfeln und kaufen, wie lange es dauert, bis der letzte Cent aufgebraucht ist. Das Vermögen mehrerer Generationen, eines Tages ist es fort, steckt in Neubaugebieten fest, zu Betongold geworden, träge und unbeweglich ragt es in einen grauen Vorstadthimmel. Sie kauft Wohnungen wie T-Shirts, wie Kaffee, wie Zigaretten, Wohnungen im Angebot, Wohnungen zum Schnäppchenpreis, Rabatte aushandeln, um Kredite feilschen, Banken und Notare, Makler und Mieter, immer schneller dreht sich das Karussell, bunte Farben, die in einem Schneeweiß münden, in frischgestrichenen Wänden, im Nichts. Wie schön es jetzt wäre auszusteigen, an Stränden zu liegen, Leute kennenzulernen, neue Leute, interessante Leute, welche Leute? Nach ein paar Jahren könnte sie wieder alles verkaufen, ohne Spekulationssteuer zu zahlen, garantiert mit Gewinn, Preissteigerungen von bis zu zehn Prozent im Jahr sind ihr so gut wie sicher. Morgens sieht sie wie verhüllte Gestalten an der Bushaltestelle ihre Köpfe hin und her bewegen, als wollten sie kontrollieren, ob sie korrekt gekleidet ist, geschminkt, frisiert, zurechtgemacht. Und obwohl noch nie jemand den Blick auf sie gerichtet hat, fragt sie sich, ob nicht diese Abkehr, dieses bewusste Vermeiden der Leute, durch ihre Fenster zu schauen, der Beweis dafür ist, wie sehr sie sie beobachten. Eine Art unbewusster Beobachtung, nach außen hin geben sie sich interesselos, schneeweiß ihre Westen wie die Wände ihrer Wohnung, kein Makel erkennbar, aber in Wahrheit planen sie etwas, überlegen sich wann und wie sie einbrechen können. Über den Balkon zur Straßenseite oder

über die Terrasse durch den Innenhof? Auf einem Marktplatz wohnt sie, jeder kann sie betrachten, jeder sie anfassen. Wenn sie Leute zu sich einlädt, Nachbarn oder Bekannte, kriecht es heran, das Misstrauen, die Angst, auch sie könnten einbrechen in ihre Innenwelt, sie ausweiden, sich ihrer Träume und Wünsche bedienen. Und am nächsten Morgen sieht einige von ihnen an der Bushaltestelle stehen, sie erkennt sie an ihren Mänteln, den Frisuren, der Art, wie sie ihre Gesichter nach vorn zwingen, nur selten Blicke nach links Richtung Straße in Erwartung des Busses, der sie zur Arbeit fahren wird. Sie spürt, wie die Blicke sich rückwärts wenden und zu ihr in die Wohnung dringen, in die Küche, in ihre Haut, wie sie ihre Haut aufritzen und ihre Organe angreifen. Wie Nacktscanner stoßen sie vor bis auf die Knochen, ihr Skelett wird aufweichen, zersplittern, sich auflösen. Knochenmehl, in alle Richtungen verweht, wird von ihr übrig bleiben wie weiße Asche, die der Wind davonträgt. Sie haben sie vergessen, eines Tages haben sie sie vergessen, und sie selbst hat sich vergessen. In einer nach Norden ausgerichteten Wohnung, in die jeder einsehen kann wie in einen gläsernen Kubus, haben sie sie eingesperrt, sie selbst hat sich eingesperrt, als gäbe es keine andere Möglichkeit zu leben. Immer enger schnüren sich die schneeweißen Wände um sie, immer enger zieht sich der Kreis, bis er sich schließt. Wie schön es wäre, in einen Altbau zu ziehen, in eine Mietwohnung, sich wieder etwas aussuchen können, Berlin, London, New York, interessante Leute treffen, Partys... Ich kaufe keine Wohnung, die ich nicht auch wieder loswerden kann, ich kann sie weiter vermieten, verkaufen, die Wohnung werde ich immer wieder los. Beruhigende Sätze fließen durch ihren Kopf, und doch spürt sie wie jeden Morgen aufs Neue die schneeweißen Wände auf sie zukommen, immer näher rücken sie heran, die Decke senkt sich und fällt ihr auf den Kopf, und zugleich diese Blicke der Leute, die nach hinten gerichteten Blicke, die ihre morgendliche Ruhe stören. Eine Wohnung wird ihre letzte sein, ein glässerner Kasten wird der letzte sein, ein Sarg, in dem sie aufgebahrt liegt wie Schneewittchen, von allen Seiten beobachtet mit glatten Gesichtszügen und langgestreckten steifen Gliedern. An diesem Morgen hält sie es nicht mehr aus, sie erträgt die absichtlich von ihr abgewandten Blicke nicht mehr, die sie durchbohren bis auf die Knochen, sie dreht sich um und wendet ihnen den Rücken zu. Fast scheint es ihr, als höre sie von draußen empörte Ausrufe wie Oh oder Ah, sie wendet sich der Terrassentür zu und reißt sie mit großem Schwung auf. Ein nebliger kalter Morgen schlägt ihr entgegen, einige dunkle Gestalten laufen eilig auf den Kieswegen entlang Richtung Haltestelle, ihre Schritte verhallen nach kurzer Zeit, Schatten huschen vorüber, vermischen sich mit den Nebelschwaden zu einer

grauen Masse. Zäh, sehr zäh, die Tage sind sehr zäh, sie ziehen sich wie Gummifäden, sie spannen sich, sie reißen nie. In den Hochhäusern links und rechts Treppenhäuser, Wohnungen und Büros mit spärlichem Licht erhellt, auch hier irren Schattenwesen umher, ihre Bewegungen wirken künstlich verlangsamt. Sie muss raus, sie muss raus aus dieser Wohnung, raus aus diesem Leben, etwas Neues kaufen, ein anderes Leben kaufen, solange es noch möglich ist. Sie schließt die Terrassentür, wirft einen alten Wintermantel über, fährt mit dem Aufzug in den Keller. Die Umzugskartons liegen gestapelt in einer Ecke, sie kann sie nicht alle tragen, sie wird mehrmals kommen müssen. Wenn sie erst einmal einige gepackt hat, wird es wiederkommen, das Gefühl von Freiheit wird durch ihre Adern strömen, warm und stark, sie wird packen, packen, packen, bis nichts mehr in der Wohnung sein wird. Und am Ende wird sie sich selbst in die letzte Kiste legen und den Pappdeckel langsam verschließen, bis die Dunkelheit sie umhüllt.

Axel Görlach

montmartre • verirrt in

IMMERHIN ! MICH · WIRD · UMGEBEN
GOTTES · HIMMEL, DORT · WIE · HIER,
UND · ALS · TOTENLAMPEN · SCHWEBEN
NACHTS · DIE · STERNE · ÜBER · MIR.
(*cimetière de montmartre, grabmal heinrich heines*)

himml, sterne – fehlanzeige. regen. lethargisch
steigt der pegel der seine, der pastis im blut,
eine angezählte nacht lässt klebrige minuten über
doppelklingen springen und männer in taxis

auf dem weg vom rotlichtpool zum ehehafen.
montmartre reißt nochmal den neonflügelten
make-up-schädel hoch, seufzt, kippt um
und träumt von jugend, le chat noir, bruant

aus den gehsteigen wachsen müllsäcke
einem entkernten morgen entgegen, die drei
alte durchkämmen auf der suche nach flaschen
und der temps perdu. unter der brücke

dämmert der nordfriedhof. gott kommt
um die ecke gestolpert in nahnylons, das gelbe
top auf halbmast, nass bis auf die brustwarzen.
er zieht die high heels aus und löst sich auf

in einem der hauseingänge, die dunkel die gasse
säumen wie offene münden von toten. jenseits
dermauer, ein paar schritte weiter, liegt heine.
der ging schon mal vor

Elke Sarwey

Irre

In etwa zum 11. Mai 2004 erhielt der Patient seinen Elektroschock im Krankenhaus. Der Schockapparat ist eine Maschine, die sagt, wenn du nicht aufmerksam bist, bringe ich Dich um die Ecke. Schau freundlich durch dieses Gesichtsquadrat, wenn der Doktor das erklärt, und lache und freue Dich, bis alles normal ist. Wortfindungsstörungen. Jemand spricht das Wort „Gefriertruhe“ aus. Ich lebe, habe ein Zuhause, möchte „Kühlschrank“ sagen, staune mit einem fremden männlichen Gesicht über diese Langsamkeit des Nachdenkens, erlebe seinen Seelenmord. Immer in Angst, ob es noch die Erinnerung gibt.

Diese harten Wolkenbilder am blauen Himmel. Nachdenken, das nachhinkt. Mein Embryo Mutterleib, für immer auf dem Weg. Zwei Kinder. Ich fotografiere nur Unlust andeutende Wolken. Möchte keine weiteren Seelenschmerzen erleiden. Trotz allem packen mich Krankheitserinnerungen, zwingen mich zu Boden. Kreislaufschwäche, Übelkeit, Schüttelfrost, trockener Husten und die Monatsblutung. Schmerzen am ganzen Leib. Eisenharte Gegenstände, das Treppengeländer draußen im Gang am Kopf. Augenschmerzen. Auch in der U-Bahn trage ich eine Sonnenbrille. Sehstörungen behindern das Lesen. Zahlen drehen weg. Der Körper bewegt sich, wenn ich ihn anrede, mit den Worten beginne „Ich möchte gerne..“ nicht länger sinnlos im Zimmer herumschleichen, trotzdem um 18 Uhr das Haus verlassen und eigenen Geschäften nachgehen. Später die Wohnung putzen. Diesen Telefonanruf doch nicht beantworten. Essen, wenn ich hungrig bin. Etwas trinken.

Gefühlsbotschaften verschwinden im Raum. „Ich bin traurig.“ Meine Stimme steigt an und erlebt den Elektroschockpatienten, seine Botschaft, die Gesundheit der Frau aus Therapiegründen nicht zu akzeptieren. Periodentage, weibliche Seelenformen im Wind, melodiöses Vogelgezwitscher ihrer Stimme nicht anzunehmen.

Einige Zeit später treffe ich den Mann in der Birkenschuppe in der Untergrundbahn. Er ist auf dem Weg zur Führerscheininstelle. Um zur Arbeitsstätte zu gelangen, Lebenssinn, die eigene Gesundheit zu erhalten, weiterhin am

Musikunterricht dabeizubleiben und private Zusammenkünfte mit Freunden nicht zu versäumen, kann ich seine Lebensbezirksübungen nicht außer Acht lassen. Das hätte mit dem kulturellen Erbe zu tun.

Ohne Geld sein. Aus dem eigenen Lebenszentrum verschwinden. Dem Beruf. Der Selbstsicherheit. Trotz allem, wir freuen uns. Menschen die ich anspreche, sind dankbar, es geht ihnen deutlich besser. Ich erinnere mich an den Schock-Patienten, wie er sagt: „Jetzt kommt etwas rüber. Jetzt kann ich etwas wahrnehmen.“ Sein Grinsen, Schreien, Krakeelen. Danach hatte ich nicht länger Lust, in meinem kleinen Zimmer herumzugehen, frühstückte früher als geplant und machte mir einen Tee, keinen Kaffee. Dadurch verlor ich weniger Zeit, um später zu staubsaugen. Du wirst sehen, dass es ein Vorteil ist, fremdes Grinsen zu integrieren, auch wenn es Dir schlecht geht, der Husten bleibt, Dein Geld unter den Händen zerrinnt. Für das „Ausland“ übernehme ich keine Verantwortung. Auf die direkte Frage erhalte ich die Antwort: „Du wirst schock-therapiert.“ Und weiter: „Kenne ich nicht, den Fall. Bei uns nicht.“

Ich möchte gerne Geburtstag feiern. Mit meiner Kollegin am Arbeitstag reden. Auch über Schwangerschaft. Regelmäßig meine Vertrauensärztin aufsuchen. Eine Wunschliste aufstellen. Vor allem lachen dürfen, wenn es mein Geburtslicht ist, und in den Urlaub fahren, eigene Erinnerungen gerne sehen.

„Einen Colt, bitte.“ Sie halten diese Behandlung für richtig und benutzen **mich** rücksichtslos. Meine gesamte Lebenssituation ist inzwischen Inhalt des Selbstgesprächs und des Geschäftsgebarens verschiedener Schockpatienten. Der Alptraum von Schock zu Schock in regelmäßigen Intervallen. Zwei Patienten nacheinander auseinandersetzen sollen, kennenlernen, begründen. Unter die Haube gebracht, auf den Kopf gehauen, zugeritten, hingehalten. Ich erlebe Folter.

Unfall in der Arena. Wirbelstürme wandern. Isar-Kiesel fallen. Vor Deinem Fenster redet die rote Blütenstaude. In der Sonne singt der Vogelkäfig. Kräftiger Gorilla im Zoo prüft sich, trommelt auf die Brust. Das Sperma baut nicht auf. Affe staunt, beobachtet Vögel. Noch wandert meine Kinderseele mit dem Elektroschockpatienten über die Nacht in den nächsten Tag, steht in seinem Schrei vom Bett auf, hebt die Sturmhaube, die saugt und dreht, dessen Erinnern anmahnt, diese Freiheit, Grenzenlosigkeit fordert, sich erklärt, aus dem Haus vertreibt, in den Süden drängt, sich windet, die Sprachzunge hinausträgt.

Den Nachbarn aus Südamerika erreicht der Wind. Er klagt über Nierenschmerzen und bittet um eine Massage mit schmerzlinderndem, kühlendem Gel im unteren Rücken. Bis er brach, drückte der Schuldige den Kopf. Kleine Fische entließ der Schädel, Träume der Sprache. Lange Fäden umwickeln, lange Kabel ziehen in Schächten, treiben den PC und das Internet an. Seither hält er mich in Bann, bittet um Neuigkeiten aus Menschenhand, lernt picken, festkrallen, die Holzstange im Vogelkäfig umfassen, fliegen, von Ast zu Ast hüpfen, sich verstecken, im Küchenschränkchen, zwischen Kissen, im Bücherregal. Ohne Ehrgeiz arbeitet die Vernunft, die längst den Gebärman einfror. Über die Dächer fliehen sie. Flink Vögel fliegen aus dem Kreis der Menschen, die nicht geboren werden, bitten, einen Ärmel anzunähen.

Die Nashorn-Frau springt aus der Säule, rennt in die Mitte des Stadions. Sie schenkt mir die Kinderbrille mit einem Glas. Das zweite ist weiß abgedeckt. Auf dem Weg zur Untergrundbahn lassen bunt gefleckte Kühe in der Ruhezone hinter dem elektrischen Weidezaun eine nach der anderen Urin ab. Die Leitkuh sucht ihren Platz. Wenn der Kuhladen fällt, zahlt das Publikum, stampfen, trampeln, klatschen Begeisterte auf den Holzplanken der Tribünen-Stufen, Bankreihen Sitzender. Sie vergessen ihre Einkaufstaschen, bunte Schirme, Jacken, Mäntel. Brotzeittüten, gefüllt mit Obst, Eiern, Butterbroten, Schinken-, Käsesemmeln, Gurkenhappen, und Bismarck-Heringen, fallen zurück in das Dunkle der Abwässer. Futter für Mäuse und Ratten im Schlamm und Morast.

Im rechten Winkel tanzt mein Fensterrahmenbein, hängt in das Freie, trägt den Elektroschockpatienten auf dem Fahrrad tausende Kilometer im Stand. Er tritt aus der Mitte des Schlafes, trommelt und donnert. Ob Winter, Sommer, Nacht oder Arbeitsamt-Aufenthalt, ich schlepppe mich über diese Zeit, versuche alleine zurechtzukommen, so schmerhaft es ist. Er hüpfst sich frei. Schläge eine Scheibe ein. Reiße an grünen Blättern. Ich bin ein Vogel, verdaue in feine Gefäße der Frauenorganabteilung, achte auf herumliegende abgeschnittene Fingernagelmonde. Immer wieder. Die große Kralle, mein grün gefiederter Vater, gibt Knäckebrot, Salat, buntes Obst, kleine Steine. In den Raum öffnen und schließen Türen. Quietschen, drücken und stampfen. Marschierende Soldaten. Wettertonnen rumpeln Augenbäume, schauen in das Spiegelglas, lutschen an schwarzweißen Vogelaugenmaden im Ofenschädel. An Toren und Fenster-Ritzen zerren Winde, schlagen Fenster und Türläden.

Heute ist Sonntag. Das ist der Tag, an dem der Schädel ankam. Go. Go. Go schwarz-weißer Truthahn. Kuckuck-Rauch fliegt nach Afrika. Am Vogelkragen. Über den Baumstumpf gehackt. Eherner Magen. Kleine Kinder schlagen auf krumme Rheuma-Finger, den Atomtod, während geschnitzter alter Babykindermann seine zwei weißen Hände hinhalten kann. Teppichzähne. Faden geben an leise Töne im Daumenklavier. Wer will, fährt in diesen Kreis verdampften Schweißes, Hirns, Atems von Vogelschädeln, verdaut zu grüner Suppe und Erbsen-Wurst im Saurier-Magen.

Im April befruchtete die Vogelnadel sechs Eier fahlgrün, schmutzig bunt betupft. Schädelvogel und Horn-Kamm schlüpfen aus der Schale. Spatzen-Hirne. Schmutzige Urvogel-Kinder versinken nach unten in die Gruft stinkender Kloake umliegender Häuserklos. Hinten im Gartenhof wächst die braune Frühjahrs-Morche im Quadrat stählernen Tischs, der alles anhat, an langer Nase den Rüssel streckt von Fliegen, in die Mitte den Menschen im Schlaf packt, schnäuzt, an der geschlechtlichen Schädelnase weiter herummacht. Flötenkinder, stimmt es, dass eisiger Gletscherwind in das linke Auge bläst und aufgesteckter, bunt bemalter, kleiner Holzvogel im Nabel belässt? Singt die Wolke. Nagt der Engelhof im blauen Rede-Fluss der Quelle von Sprache.

Noch nie wusste ich, dass mein Vogel Bettels-Mann Hochzeit halten muss. Auf die herumliegenden menschlichen Hörner-Nagelreste achtet kleiner Piepmatz, vier Wochen alt. Gehe in die Landschaft, auf's Klo. An der Säuglingstraße Menschen picken. Der Instinkt der Frau hört zu. Und in die Bauchhöhle einer Schwangerschaft beugt sich der Eierwindmann, wirft seinen Stein nach draußen, holt ihn ein.

Die Eule schrie und sah das Ende der Zeiten. Über den Vormittag kam eisiger Wind auf, raubte den Atem. Mein Papa hatte eine Fellnase, Haare über das ganze Gesicht. Müde schaut er sich nach mir um. Der Winter sei schuld an der Ohnmacht, dem Nichten, der abgezogenen Gesichtshaut. Erstarrt warte ich in den neuen Tag den Kältetod ab. Eigentlich wollte ich am frühen Nachmittag meinen Vater besuchen. Guten Tag sagen. Hast Du Sex. Machst Du Witze, rüttelt und schüttelt es.

Schwarze Kultfiguren des alten Ägyptens fallen vom hohen, goldenen Spiegelsockel, auf dem das Nest gebaut war. In den nordwestlichen Bergen von Teheran bebt die Erde. Der Eiermann kam an. Der Eiermann kam an. Der Eiermann kam an. Stimmen branden an. Entlang kalter Todeszonen der Steppen trug stolzer rechter Flügel, wärmte sich kurze Zeit, flog weite Strecken, verfolgte mit einem klaren, stechenden Auge den schwarzen Schatten des Ur-Vogels am Boden.

Die weiße Wolkenwand schließt sich zur Front. Zone für Zone stecke ich ab, gebückte Kartonstreifen in den Rachen-Schlitz des taktenden Kartenentwerters während der Fahrt im blauen Stadtbus, langen krummen Fingers in die Seiten Gehörnter mit Schattenflügeln. Surrende Drähte der Überlandleitungen zerschneiden wintererstarre Vogeleiern in Scheiben. Geköpft, ratlos, leblos verharrt die Raben-Krähe, zu Boden geworfen, erwartet mit ausgebreiteten Schwingen den Tod. Am Tag danach die Halskrause. Die offen klaffende schädelhöhlende Wunde heilt.

Laute Sprache fließt am Wald. Wehen-Klagen. Phasen, Tage, Stunden. Der Patient redet seine Gebär-Freie, lebt ihr Auf und Ab. Aggressiv und tobsüchtig schlage ich im Geiste nach dem Arzt. Wir choreographieren Sie, ernüchtern mit Spritzen, binden den Riesenbabymann in einen silbergrauen Hitzeschildsack fest, schnallen ihn in die Birkenschuppe. Er beruhigt sich an Deiner Wange, holt für seinen Schlaf ein. Einige Zeit wächst und träumt mein Kind-Sein. Den zeitgleichen Neidern hilft die geschlossene Schneedecke in die neuen Kleider. Der nackte König dankt. Du darfst ihm nicht glauben. Es war sein Tod. In der Kälte sind alle gleich. Sein Gewissen weint dein Herz. Müde Tritte fahren den Husten auf dem Weg zur Arbeit. Eine Nacht spucke ich alles, was den Königskerzentee sah, aus. Mein Magen ist ein böser Mann.

Tonnenschwerer, kurzsichtiger Riese mit schwarzen Tränensäcken dreht und wendet mein Zuhause. Ein Raum für sich alleine, um abzuwarten, ohne Widerstand. Bestohlen erkläre ich mich dem rasenden Nashorn, das an die Wand rammt. Es dreht weg. Glückliches, hinaustretendes Quadratgesicht bekräftigt, schafft Pause, hebt und trägt, vergibt auf dem Weg sicher über die laute Autostraße. Wind kommt auf. Bäume biegen und brausen im ersten Regen, Schnee. Es wird dunkel. Menschen auf der Straße beginnen zu laufen.

Werner Pelzer

Ante portas

Die Sohlen werden dich
vorwärts schieben, den Kopf
gen Pflaster geneigt, noch nicht
gänzlich reif für die Würmer
wenngleich geistig
schon tiefergelegt
wirst du dir Mut brabbeln
mit dem Rest der Synapsen
noch ein Weilchen
jene Jahre abtasten,
die bereits jenseits
des Ereignishorizonts
verirrt.

Signe Ibbeken

Gesundheitskontrolle

Meine Gesundheit ist mir wichtig. Eine Kontrolle wird von der Krankenkasse alle fünf Jahre übernommen. Man setzt sich ins Wartezimmer und wartet, bis man an die Reihe kommt und sein Blut abgibt. Man kann sogar ein Glas Wasser gratis bekommen, in der Ecke steht ein blauer Plastikbauch, unterteilt in gekühlt und ungekühlt. Aber ich lese lieber, was an den Wänden steht.

„Ab dem nächsten Quartal wird nur operiert, wer seine Glieder gesondert mitbringt. Ihr Praxisteam.“

Der Satz wurde mit der Hand geschrieben und auf einem weißen Zettel an die Wand gepinnt - vielleicht von einer leichthäutigen, makellosen Sprechstundenhilfe. Die Schrift ist ordentlich und gleichmäßig, etwas nach links geneigt, wie bei Menschen, die sehr selbstsicher sind, vielleicht sogar höhnisch, überlege ich, obwohl ich mich mit Graphologie nicht auskenne und mich demnach auch täuschen könnte.

Aber der Satz beunruhigt mich. Ich habe keine Glieder, die ich gesondert mitbringen könnte. Vorhin auf der Straße habe ich eine Frau in einem Rollstuhl gesehen, die fleischfarbene Arme und Beine auf ihrem Schoß über der karierten Wolldecke liegen hatte. Vielleicht ist es das, was sie wollen? Ich bin bereit, alles mitzumachen. Ich kann es mir gar nicht leisten, dagegen zu sein, aber es wird eine harte Zeit werden, das spüre ich.

In diesem Moment betritt ein Mann mit nikotингelbem Bart den Raum. Er geht hinter eine Wartezimmerpflanze und spricht dort, halb durch die Blätter verdeckt, mit einer Frau - offenbar mit einer Bekannten - und erst jetzt sehe ich, dass seine Augen Zähne haben, ja, dass er mit den Augen spricht. Sie öffnen und schließen sich synchron zu seinen gemurmelten Worten, und wenn ich mich konzentriere, kann ich sogar kleine Zungen darin sehen. Wahrscheinlich hat der Bart den Mund des Mannes so verfilzt, dass jetzt seine Augen das Sprechen übernehmen müssen. Gerne würde ich dem Augensprecher noch eine Weile lauschen, aber sein Anblick wird durch die Heizungsluft dermaßen verdoppelt, dass mir schwindelig wird und ich für einen Moment die Augen schließen muss.

Als ich sie wieder öffne, sehe ich gerade noch einen kleinen, flinken Mann mit Seitenscheitel, der auf einen Stuhl zusteuer. Vor sich her trägt er einen schwarzen

Aktenkoffer, den er auf eine Weise hält, dass es auch eine Waffe sein könnte. Die Biegsamkeit seines Körpers überrascht mich. Falls ein Wind ins Wartezimmer kommen und ihm die Kleider vom Leib wehen sollte, würde ich mich nicht wundern, wenn seine Arme und Beine aus nacktem Draht bestünden. Aber ich werde nicht lachen. Allerdings schaue ich auch nicht mehr zu ihm hin, da meine Augen damit begonnen haben, den Hohn der Zettelschreiberin zu kopieren. Der Hohn ist hartkörnig, und ich bleibe mit gesenktem Blick auf meinem Stuhl sitzen, bis mein Name aufgerufen wird.

Michael Eisenkopf

Kinderlachen

Nachts lungern sie vor meiner Zimmertür herum. Manchmal kratzen sie mit ihren dürren Händen unsichtbare Male ins Holz, wenn sie auf und ab laufen, hören sich ihre Füße an wie winzige Pferdehufe auf nassem Kopfsteinpflaster. Sie hoffen auf meine Unachtsamkeit, darauf, dass ich so dumm bin, ihnen zu öffnen.

In den warmen Monaten lauern sie auch vor dem Fenster. Dann höre ich sie mit ihren hohen, metallisch klingenden Stimmen darüber diskutieren, wie sie mich kriegen und verletzen können. Vielleicht wollen sie mich auch umbringen.

Sie schaben mit ihrem pelzigen Rücken am Rauputz der Außenfassade. Schrapp-schrapp macht es dann. Zum Glück ist die Wand dick genug. Da können sie nicht durch.

Jetzt zur Schlafenszeit habe ich das Oberbett hoch bis zum Hals gezogen. Nicht bis übers Gesicht, auf keinen Fall, denn ich muss den Raum beobachten und wachsam bleiben. Doch irgendwann kann ich mich nicht gegen den Schlaf wehren. Dann müssen meine Engel über mich wachen.

Am Fußende schauen meine Beine heraus, sie werden so kalt, dass sie blau anlaufen. Und das ist gut! Es tut zwar weh, aber es muss sein. Als ich klein war, konnte ich oft nicht schlafen, weil es im Schlafzimmer meiner Eltern immer so kalt war. Wenn Oma Bertges zu Besuch war und mich in den Schlaf begleitet hat, sagte sie manchmal, dass kalte Füße das Böse abschrecken. „Das kommt dann nicht zu dir ins Bett.“ Das Böse will es immer warm haben, am liebsten höllenheiß, das weiß ich jetzt.

Es kommt zu dir, wenn du es mollig und gemütlich hast, kuschelig in den Federn liegst und dich wohlfühlst. Dann aber bist du schwach, und genau darauf wartet es. Wenn du glaubst, das Leben sei schön und du dürftest es genießen, dann hast du bereits verloren. Wenn du dich zurücklehnst, zufrieden mit dir selbst, dann bist du unaufmerksam und verletzbar.

Nein, man muss hart zu sich sein, hart und wachsam. Ich muss es. Nur dann habe ich eine Chance. Nur dann kann das Entsetzliche nicht hereinkommen zu mir. Bis ins Bett. Und weiter. Nur dann werde ich überleben.

Ich kann mich noch gut an den Anfang von allem erinnern, auch wenn ich damals noch recht klein war. Es war dieser eine Nachmittag, als alles Schlimme begann, obwohl doch die Sonne so schön ins Erkerzimmer schien. Aber es war das Böse, das auf den Schwingen des Sommervogels in mein Leben einbrach. Wie mit dessen Krallen festgehalten, lässt mich dieser Erinnerungsfilm nicht los, obwohl ich selbst schon tausende Male versucht habe, das zu tun.

Darin sehe ich mich im weißen Kleidchen barfuß um die Feiergesellschaft tanzen. Es ist Mamas Geburtstag. Auf der Kaffeetafel stehen Oma Bertges' Buttercremetorte und leckerer Obstkuchen, den ich damals so liebte, mit vielen Bananen. Gabeln klappern auf kleinen Porzellantellern, Kaffeelöffel rühren, werden abgeleckt und auf Untertellerchen gelegt. Ich lache und lache, die Sonne will nicht aufhören, den Raum mit Licht und Wärme zu füllen. Ausgelassen hüpfte ich herum. Ich bin so glücklich! Alle sind gut gelaunt, meine Tanten und Onkel, meine Zwillingscousins, die gerade ihr Abitur machen. Und natürlich Mama, Papa, Oma Bertges und Opa Schwarz, ihr Mann, der so heißt, weil er früher Bergmann war. Neben ihm sitzt der dicke Opa Wuppertal, der dort mit Blick auf die Schwebebahn am Zoo wohnt. Er sagt, ich sei ein süßes, kleines Mädchen. Vielleicht fing alles mit diesem Satz an, das weiß ich nicht. Aber von diesem Tag an ist mein Leben gefährlich geworden.

Plötzlich, als alle fröhlich und ausgelassen sind und ich noch so frei und hell, schimpft Opa Wuppertal mit mir. Mitten aus all der Heiterkeit heraus trifft mich sein Blick, seltsam drohend und düster. „Jetzt gib endlich Ruhe, Mädchen!“ ruft er, der sonst so ruhig und gelassen war, mir zu.

Mehrmals tut er das, weil ich doch solche Freude habe am Herumtollen und Fröhlichsein und nicht mit dem Glücklichsein aufhören kann. Die Männer erzählen sich was, schütten Schnaps in den Kaffee, lachen hinter versteckten Händen, mit denen sie sich dann auf die Schenkel hauen: „Hoho-hoho!“ Alle tragen heute feine Sachen, die Frauen schon Sommerkleider, die Männer Anzüge. Deshalb verstehe ich nicht, dass Mutter sagt: „Erzählt nicht so anzügliche Sachen, wenn das Kind dabei ist.“

Ich laufe weiter und weiter, und dann stellt Opa Wuppertal mir plötzlich ein Bein, das ich lang hinschlage und mir wehtue. Mein Knie schmerzt, mir laufen die Tränen herunter, er aber sagt nur: „Lass dir das eine Lehre sein, sonst versohlt dir der Opa

noch den nackten Hintern!“ Alle lachen. „Hoho-hoho!“. Nur Oma Bertges nicht. Aber die Männer besonders laut.

Am Abend liege ich weinend im Bett, nebenan ist es laut, Bierflaschen machen „Plopp“. Oma Bertges hat mich liebevoll ins Bett gebracht, aber ich kann nicht schlafen, weil ich nicht aufhören kann zu heulen.

Irgendwann öffnet sich die Tür, und Opa Wuppertal setzt sich in den Korbsessel, der in der Ecke steht, mit dem dicken Hintern auf meinen Teddy drauf. Der saß da immer drin und passte auf meinen Schlaf auf. Jetzt ist er unterm Opa verschwunden, der mich eine Ewigkeit lang beobachtet und anstarrt. „Du bist immer noch nicht still, du heulst. Was habe ich dir gesagt? Jetzt muss der Opa dich bestrafen.“ Dann zieht er mir die Schlafanzughose herunter.

Als er längst weg ist, spüre ich noch lange seine Handfläche, die er auf meinen Po geklatscht hat, nehme all die Stellen meines Körpers wahr, an denen er mich auch noch angefasst hat. Das Zimmer stinkt sauer nach Bier und stechend nach seinem Atem, der nach Korn roch. Die ganze Erinnerung stinkt noch heute danach.

Und irgendwann nehme ich es zum ersten Mal wahr, das Böse. Es hat im Korbsessel Opas Platz eingenommen. Dort steckt es in meinem Teddy drin und stiert mich aus dessen Augen an wie vorher Opa Wuppertal. Wie es aussieht, weiß ich nicht, es ist ja versteckt unter dem Plüschart. Es ist da, ich sehe und ich fühle es.

Von diesem Zeitpunkt an hat es mich nicht mehr verlassen. Ab und zu lacht es, tiefrot und derb, einfach so, wie es mir scheint. Oder damit ich nicht vergessen soll, dass es jetzt da ist in meinem Leben. Stundenlang starre ich in die Nacht hinein, in das fast finstere Zimmer, hinüber zum Korbsessel.

Ich, die nicht mehr die Gleiche war, beobachtete meinen Teddy, der durch das Böse auch nicht mehr derselbe war.

Am nächsten Tag habe ich ihn vor den Augen meiner entsetzten Eltern ins Feuer geworfen, das Papa angezündet hatte, damit wir Stockbrot machen konnten. Aber da wusste ich noch nicht, dass das Böse in der Wärme und im Feuer noch viel stärker wird.

Die Heizung in meinem Zimmer habe ich noch nie angedreht, seit ich hier lebe. Ich wohne wie in einem Eiskeller, obwohl mich die freundlichen Menschen, die sich hier um mich kümmern, immer wieder dazu auffordern, es mir schön warm zu machen. Es gibt kein Schön, kein Warm und kein Schönwarm.

Gut, dass die Tür abgeschlossen ist, da fühle ich mich etwas sicherer. Manchmal tanzen die Teufel vor dem Fenster lachend um das Große Böse herum, sie wärmen sich an ihm und fühlen sich wohl. Dann sitze ich auf dem Boden neben dem vergitterten Fenster und erzähle ihnen Witze, schmutzige Witze. Damit füttere ich sie und versuche, sie bei Laune zu halten. „Hoho-hoho!“ lachen sie dann, vielleicht trinken sie auch heißen Kaffee.

Hätte ich den Schlüssel für die Tür, würde ich niemandem öffnen, höchstens den Frauen, die mir Medizin oder etwas zu essen bringen. Wenn die kommen, laufe ich immer mindestens einmal um sie herum, um zu sehen, ob sie nicht hinter ihrem Rücken versteckt das Böse in mein Zimmer lassen, das so verteufelt raffiniert ist.

Mein Gehirn ist sauber, nichts bleibt darin hängen. Ich will keine Erinnerungen haben, alles soll durch mich hindurchfließen. Nur diese eine, diese verfluchte Erinnerung an Mutters Geburtstag will einfach nicht gehen, sie hat sich eingeniestet wie ein Krebsgeschwür und verlässt meinen Kopf nicht mehr.

Wenn sie wieder da ist, spüre ich genau nach, an welcher Stelle meines Hirns sie sitzt. Dann gehe ich ins Bad, schaue in den Spiegel und drücke ganz fest mit dem Daumen genau dort drauf, so lange, bis es wehtut. Irgendwann einmal werde ich das große Brotmesser nehmen, das ich beim Küchendienst stibitzt habe, und sie mir damit aus dem Gehirn herausschneiden.

Dann wird er endlich weg sein aus meinem Leben, dieser verfluchte Tag, als am Nachmittag die Sonne ins Erkerzimmer schien, deren Wärme damals noch voller Unschuld war.

Und an dem ich zum letzten Mal gelacht habe.



Isabella Vogel

Russisches Püppchen

Erinnern ist nicht Denken.

Erinnern ist Hitzefrei. Mittagsblau von früher, von später, von jetzt und von nie mehr.

Immer, Schlumpfeis und sein Geschmack sind geschmolzen.

Ich liebte das Maschinengeräusch. Wir stempelten hunderte abgelaufene Fahrscheine ab. Aus dem Lautsprecher kam: Zurückbleiben, bitte! - und das Geräusch blieb zurück.

Alles begann in der kleinsten Holzpuppe. Die liegt versteckt in ihren Schwestern. Wer schraubt mir die Oberkörper ab?

Denn alles ist breiter geworden und breitet sich aus.

Jens Kaup

Gib sie wieder her

Du musst wieder aufstehen. Es nützt nichts. Yasmin schreit. Wie jede Nacht pünktlich um halb drei. Dein Körper wehrt sich, wälzt sich in der Bettdecke und drückt sich das Kissen an die Ohren. Dein Fleisch ist schwach, will schlafen. Doch dein Geist ist längst wach. Du weißt, dass sie jetzt nicht mehr von alleine aufhören wird. Das macht sie nie. Noch kein einziges Mal ist es in den letzten drei Monaten passiert. Warum sollte es dann ausgerechnet jetzt funktionieren? Du schaffst es endlich, deinen Körper zu überreden, aufzustehen. Nur halb bei Bewusstsein stellst du deine nackten Füße neben das Bett. Der Boden ist kalt. Du krümmst deine Zehen und streckst sie wieder, bis du das Gefühl hast, jeden einzelnen spüren zu können. Yasmins Schreie hallen durch die Wohnung, direkt in deine Ohren. Du fragst dich, wie so ein kleiner Mensch so laut sein kann. Du stellst dich und beginnst zu gehen. Unsicher machst du die ersten Schritte Richtung Schlafzimmertür. Als du sie öffnest, hämmert dir das Kreischen mit voller Wucht entgegen. Du hast das Gefühl, dein Kopf platzt, und die Explosion startet direkt im Trommelfell. Die Müdigkeit hat dich noch immer fest im Griff, während du durch den Flur wankst. Du gehst die fünf Meter mit geschlossenen Augen. Die Tür zum Kinderzimmer steht offen. Du drückst den Lichtschalter. Die Helligkeit schimmert rosafarben durch deine Augenlider. Du beschließt sie zu heben. Das grelle Leuchten der Deckenlampen verursacht auf deiner Netzhaut einen stechenden Schmerz, der dich kurz vom Dröhnen in deinem Schädel ablenkt. Zwei Schritte später stehst du vor dem Stubenwagen. Yasmin bemerkt dich. Sie wird leise. Ihr tomatenroter Kopf wird augenblicklich heller. Eine Träne kullert aus ihrem Augenwinkel die linke Wange hinunter, während ihr Gesicht wieder Hautfarbe erreicht. Du weißt, dass sie dich riecht. Du hebst sie hoch und nimmst sie mit auf die hellgraue Couch, öffnest die Knöpfe deines Schlafanzuges und legst sie an deine Brust. Obwohl du weißt, dass das nicht der letzte Akt ist, bist du froh über zehn Minuten Stille. Ein paar Momente zufriedenes Schmatzen und Schlucken.

Du beobachtest die Wanduhr. Der gelbe Sekundenzeiger führt dir unaufhaltsam und grausam deutlich vor Augen, wie vergänglich die Ruhe ist, die du genießt. Er dreht noch eine Runde und bringt den Minutenzeiger dazu, auf die Neun zu

springen. Viertel vor Drei. Wie auf ein geheimes Kommando löst sich Yasmin von deiner Brustwarze und beginnt wieder zu schreien. Du stehst auf, nimmst sie hoch, legst sie links halb über die Schulter, klopfst ihr auf den Rücken und hoffst, dass sie bald ihr Bäuerchen macht. Nichts passiert, außer dass das Geschrei weitergeht. Du versuchst einen Trick, der die ersten Wochen funktioniert hat. Du singst *Fuchs, du hast die Gans gestohlen*. Bei *gib sie wieder her* übertönst du Yasmin sogar. Du bist dir sicher, dass dich auch deine Nachbarn hören. Aber es ist dir egal. Wenn du die Geräusche in den umliegenden Wohnungen richtig deutest, kannst du eh niemanden mehr wecken. Heimlich hoffst du, dass bei der Schlampe zwei Wohnungen über dir die Pille versagt und sie auch bald mit so einem Balg zu kämpfen hat. Dann ist Schluss mit dem ständigen Gebumse. Wann war es bei dir das letzte Mal? Es ist fast genau ein Jahr her. Am Tag, als dieses kleine Wesen gezeugt wurde. Das Ergebnis eines One-Night-Stands, das dich seitdem um deinen Sex bringt. Und um deinen Schlaf. Und das nicht aufhört zu weinen. Das Köpfchen hat mittlerweile wieder Feuerlöscherrot angenommen. Du trägst Yasmin durch die Wohnung. Schuckelst sie. Singst weiter. Immer wieder die erste Strophe. Die zweite will dir partout nicht einfallen, doch Yasmin beruhigt sich nicht. Du schüttelst sie, schreist sie an. Nichts hilft. Du läufst weiter mit ihr durch die Wohnung. Die drei Zimmer plus Küche und Bad sind dir zu klein. Du hast das Gefühl, die Wände kommen näher und erdrücken dich. Du wirfst dir einen langen Wintermantel über, wickelst die Kleine in eine Decke und verlässt das Haus. Der Fahrstuhl stinkt nach Urin. Obszöne Zeichnungen verzieren seine Innenwände. Du drückst den Knopf zum Erdgeschoss. Yasmins Weinen hört sich in der kleinen Kabine gedämpfter an. Angenehmer. Als du unten an kommst und sich die Tür öffnet, hältst dir dafür ihr Kreischen dreimal so laut entgegen. Das kahle Treppenhaus wirft ihr Echo von den Wänden und Stufen zurück. Du verlässt das Haus. Draußen weht dir ein kalter Wind ins Gesicht.

In der linken Manteltasche findest du ein kleines dunkelbraunes Gläschen. Trotz Sicherheitsverschluss brauchst du nicht lange, um es zu öffnen. Eine Pille, zwei. Drei.

Du rennst barfuß über den nassen Asphalt. Läufst mit schlafwandlerischer Apathie durch Pfützen. Spitze Kieselsteine bohren sich in deine Sohlen, während du den Parkplatz vor dem Hochhaus überquerst. Abermals krümmst du deine Zehen und streckst sie wieder, bis du das Gefühl hast, jeden einzelnen spüren zu können. Der Schmerz lässt dich für einen Augenblick das Schreien vergessen. Du

gehst die dunklen Straßen entlang. Vorbei an sauber geschnittenen Hecken und wild wuchernden Büschen. In der Ferne hörst du das Quietschen eines bremsenden Zuges am Bahnhof. Das sanfte Licht der Straßenlaternen wirft deinen Schatten lang und verzerrt auf das Grau des Bordsteins. Im Kopf gehst du verschiedene Nummern in deinem Handy durch. Marcello hast du seit dieser folgenschweren Nacht nicht mehr gesprochen. Er weiß nichts von Yasmin. Deine Eltern hast du seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Sie konnten dir nie verzeihen, dass du ihren Hof aufgegeben hast und in die Stadt gezogen bist. Du wirst sie anrufen. Marcello und deine Eltern. Gleich morgen. Das Bündel in deinen Händen wechselt seit einigen Minuten kontinuierlich zwischen Wimmern und zornigem Schreien. Beides dringt nur noch schwach durch dein dumpfes Bewusstsein. Du hast aufgehört, das Hämmern in deinem Kopf zu fühlen. Auch der aufflammende Schmerz, den die Brennesseln an deinen Füßen erzeugen, kommt nur noch in schwachen Wellen in deinem Gehirn an. Die Pharmazeutika haben deinen Schädel in Watte gepackt. Du schlägst dich durch Sträucher und an Gestrüpp vorbei eine kleine Böschung hinauf. Die nassen Blätter und dornigen Äste hinterlassen Spuren an deinem Mantel und blutige Kratzer an deinen Händen.

Das entfernte Pfeifen des Lokführers verrät dir, dass sich der Zug wieder in Bewegung setzt. Du drückst Yasmin noch einmal fest an dich und summst ein Lied, während du dich auf die Gleise setzt. Deine Augen werden glasig. Dein Blick verschwimmt und verliert sich im Scheinwerferlicht der immer näher kommenden Lok. Kurz vor dem Zusammenstoß fällt dir das Ende der zweiten Strophe wieder ein: *dass dich färb die rote Tinte und dann bist du tot, dass dich färb die rote Tinte und dann bist du tot.*

Michael Elias Graul

Ein schöner Tag

In dieser Nacht hatte ich kaum geschlafen und stand müde und unruhig vor der gewohnten Weckzeit auf. Ich fuhr in die Kühlanlage der Schlachterei, in der ich seit über 45 Jahren fehlerfrei arbeitete, schaltete die Lichtanlage an und nahm das Fleisch für den Tag heraus. Vorsichtig begann ich das erste Schwein zu filetieren. Ich legte die Rippenbögen frei, trennte die Schulterteile ab und schnitt Lunge und Magen aus dem Bauchraum. An der Blase machte ich eine Pause. Für gewöhnlich machte ich an dieser Stelle immer eine Pause, bevor ich die weiteren Innereien behutsam herauslöste. An diesem Morgen genoss ich das Herauslösen der Innereien besonders, speziell der Blase. Ich hielt die blutverschmierte Blase in das Neonlicht, spülte sie lauwarm aus und tupfte die Wasserreste sorgfältig auf. Dabei schwitzte ich. Manchmal schwitzte ich so sehr, dass einzelne Tropfen von meiner Stirn auf die Blase oder gar in sie hineintropften. Das fand ich jedes Mal eklig, wahnsinnig eklig. Wenn das passierte, säuberte ich sie nochmals; eine schweißverdorbene Blase durfte ich auf gar keinen Fall in mein Haus bringen. Deswegen achtete ich an diesem Morgen besonders auf meinen Schweiß und tupfte, sobald ich ihn bemerkte, gründlich mit meinen Fingern über die Stirn. Ich faltete die Blase und legte sie in meinem Taschentuch nach einem jahrelang erprobten Prinzip zusammen. Vorsichtig steckte ich das Taschentuch in die linke Hosentasche. Ich steckte die Blasen immer in die linke Tasche. Links und nur links; etwas anderes kam für mich nicht in Frage. Warum ich das tat, wusste ich nicht, fühlte mich aber dabei wohl. In letzter Zeit tat ich immer häufiger das, was die Psychotante seit meiner Kindheit vorbetete: immer nur das zu tun, was mir Spaß macht.

Nachdem ich die Blase in die Hosentasche verstaut hatte, konnte ich das Arbeitsende kaum erwarten. Die Mittagspause verbrachte ich, Zigaretten rauchend, auf dem Werkhof. Ich zählte fingerhebend immer wieder die einzelnen Gehwegsteine, die ich vorher grübelnd nach einem bestimmten Ritual auf- und ablief. Wie an solchen Tagen üblich, konnte ich nur wenig essen und musste öfter als sonst die Toilette benutzen. Als mein Chef „Feierabend“ rief, fuhr ich nicht meinen täglichen Weg zur Kirche, sondern gleich nach Hause. Ich warf die Autotür zu, ohne sie zu verschließen, öffnete hastig die Haustür, schielte mit einem flüchtigen Blick in den fast immer leeren Postkasten und rannte schnaufend

in die obere Etage meines geerbten Elternhauses. Durch die Gardine sah ich hinüber auf das penibel gepflegte Grundstück meiner neugierigen Nachbarin. Diese Frau beobachtete mich seit meiner Kindheit mit halb zusammen gekniffenen Augen durch ihre immer gleiche ovale, orangefarbene Hornbrille, hinter einer Hecke stehend, beim Straßefegen oder beim Blumenverschneiden; zuerst mit ihrem meckernden Mann und, seit der endlich tot ist, allein. Neugierige Menschen konnte ich noch nie leiden, weder die Neugierde meiner Eltern, die ständig in meiner Abwesenheit mein Zimmer durchschnüffelten, noch die Neugierde meines neuen Chefs, der heimlich meinen Spind in meinen freien Tagen durchwühlt. Gegenüber der Neugierde der Nachbarin fühlte ich mich genauso machtlos, wie damals gegenüber den Schnüffeleien meiner - endlich verstorbenen - Eltern oder meines - immer noch lebenden - Chefs. Mit einem Ruck zog ich die Jalousie herunter und blickte noch einmal kurz durch die Lamellen. Da mir die Erinnerung an die Vergeltungsaktionen gegen die Neugierigen unangenehm war, legte ich mich auf den Fußboden. Ich streckte die Arme und Beine erst in die Luft und danach auf dem Fußboden auseinander und hauchte, wie von meiner Psychotante empfohlen „Mir geht's gut!“, in den Raum. Langsam schob ich meine Hand in die linke Tasche und holte vorsichtig das Taschentuch heraus. Ich spürte wie die Wärme von meinen Beinen in den Kopf strömte. Ich hielt das Taschentuch in die Luft, drückte dem Stoff einen lang gezogenen Kuss auf, legte ihn auf meinen Körper und atmete tief ein und aus, dass mein Bauch sich wölbte und zusammenzog. Mit einem Schwung stand ich auf und legte das Taschentuch exakt in die Mitte des Tisches. Ich zog die kleine silberne Spülsschale unter dem Tisch hervor, nahm die Konservierungsmittel aus dem Wandschrank, holte das dazugehörige Sezierbesteck aus dem Kunstlederkofferchen, stellte die OP-Lampe auf den Tisch, setzte meine beleuchtete Lupenbrille auf und richtete den Lichtstrahl auf das Taschentuch. Als wollte ich mein tägliches Nachtgebet sprechen, legte ich meine Hände ineinander und kniff danach die Finger so fest zusammen, dass sie zu schmerzen begannen. Ich faltete das Taschentuch auseinander und tupfte meine verschwitzte Stirn sauber. Ich nahm das Besteck und begann die Blase lehrbuchmäßig zu konservieren. Prüfend hielt ich sie immer wieder zwischen den einzelnen Handgriffen in das starke Licht der OP-Lampe und begutachtete aufmerksam die Äderchen, die die Haut überzogen. Eine schadhafte Blase durfte ich auf keinen Fall in meinem Haus haben. Auf gar keinen Fall. Meine Blase musste perfekt sein.

Nachdem ich mit der Konservierung fertig war, umwickelte ich die Blase mit einer Angelsehne. Ich nahm die Leiter aus dem Schrank und stieg fünf Stufen hinauf,

ich hob die Blase feierlich nach oben und hängte sie an die Decke. Dabei rief ich „Wunderschön! Einfach wunderschön!“. Es war der letzte freie Platz in meinem Kinderzimmer. Der allerletzte. Endlich! Ich sprang von der Leiter, knipste die farbige Lichtanlage an und stellte mich mit geschlossenen Augen in die Mitte des Raumes. Ich genoss den Gedanken an den Moment, in dem ich alle alabasterfarbenen Blasen beleuchtet sehen konnte. Ich blinzelte und öffnete, weil ich es einfach nicht mehr aushielt, die Augen. Ich hielt die Hände wie mein geliebtes Vorbild, Johannes Paul, nach oben und freute mich über den wunderbaren Anblick. Es war wie in der Tropfsteinhöhle, als ich meine Eingebung hatte. Ich bin mir nicht sicher, aber manchmal habe ich das Gefühl, ich bin nur deswegen Metzger geworden, ich bin nur Metzger geworden, weil ich mich damals in einer Tropfsteinhöhle verlief. Heute war mir diese Frage völlig egal. Heute waren mir alle schlechten Träume der letzten Jahre, die mir Nacht für Nacht Sorge bereiteten, unwichtig. Ich glaube, ich war glücklich. Vielleicht war ich so glücklich wie nie in meinem Leben. Obwohl ich wusste, wie viele Blasen an der Zimmerdecke hingen, begann ich sie laut und in die Länge gezogen zu zählen. Feierlich sprach ich die einzelnen Zahlen. Erst als ich bei der letzten Blase angelangt war und leise die Zahl „Sechshundert“ zählte, beruhigte ich mich etwas. Ich legte mich wieder auf den Fußboden und spreizte Arme und Beine. „Sechshundert“, flüsterte ich schlaftrig, dabei streckte ich die Finger zur Zimmerdecke. „Sechshundert“, flüsterte ich kaum hörbar und drehte mich auf die Seite. „Fünfhundertsiebenundneunzig Schweineblasen, soweit das Auge reicht!“ Ich spürte, an diesem Abend musste ich irgendetwas Besonderes anstellen, etwas völlig Außergewöhnliches, irgendetwas, zum Beispiel endlich wieder einmal ins Kino gehen und danach Pizza essen oder ein kleines Bier trinken. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, wie es aussehen würde, wenn Schweineblasen von der getäfelten Zimmerdecke hingen, wenn Schweineblasen im teppichausgelegten Flur, in der marmor gefliesten Küche, wenn meine Schweineblasen überall im gesamten Haus an durchsichtigen Angelsehnern herunterhingen. Zum ersten Mal empfand ich kein unangenehmes Gefühl bei dem Gedanken, das Haus in eine große, dunkle, kalte Tropfsteinhöhle zu verwandeln.

Wieder stellte ich mir die Frage, warum die zwei Nächte in der Tropfsteinhöhle eine Strafe Gottes für mein sündenbehaftetes Leben gewesen sein sollen und ob meine Eltern und auch der Nachbar aus der Kirchengemeinde wirklich damit recht hatten.

Ich stieg noch einmal die Leiter hinauf und schlug auf die ersten drei Blasen und fluchte: "Von Dir, von Dir und von Dir lasse ich mich nicht mehr einsperren!"

wurstarme

schwarze röntgenbilder am himmel
ich hänge heute meine knochen in die kleidung
sodass sich das feuchte haar unbeschwert rollt
manchmal ist die irre der einzige zustand
den ich mag
wenn das gewitter zum feind der mücken wird
und schneckenträume sich schneller fortbewegen
als sie selbst
heute nacht hat mich majा angerufen
dabei ist sie schon lange tot
wer braun ist wird den winter nur noch an den weissen brüsten erkennen
und das haar zieht im mund
auch Schnecken schmecken gut
wenn das röntgenbild sich vom rückgrat zum gebrochenen unterarm wandelt
gerade so schnell wie die schnecke träumt
und ich auf dem liegestuhl rot werde wie mein haar
mücken sind farbenblind und setzen sich überallhin
und mein badeanzug kniff bevor ich an gewicht verlor
der metzger mochte meine wurstarme
aber ich liebte seine froschschenkel
die mücken setzen sich bei ihm nur auf die nierchen
die arme würste!
majा sagte im traum es gehe ihr gut
und das gewitter schadet dem umsatz des metzgers
verschwommene zahlen machen im angst wie mir das röntgenbild
und der schnecke das bier
manchmal halte ich es nur in der irre aus
woanders werde ich verrückt

Iris Muhl

claus mit c

ich nehme die zeitung so schnell in die hand wie
der russische aussenminister die ukrainischen einsatzkräfte scharf kritisiert
habe ich mein aussehen schon lange nicht mehr und
der spiegel hat auch nichts mehr zu geben am morgen tut
die ergänzung mit dem lippenstift gut ich lese
und wende meinen blick zu meinem liebsten rafael mit nur einem f wie
folksam oder fremd wird
unser blickt langsam langsamer am langsamsten beim kaffee
ja wir können es nach
so vielen jahren immer noch gut miteinander sagt
obama und winkt uns auf dem foto
in nordkorea will er keine atomtests aber
auch nicht in den zürcher zoo wo
hunde nicht freulaufen dürfen und schon
vor jahren die sklaverei verboten worden ist während
meine tabletten mir auch nicht mehr aufzeigen als
meine irre auf bitten des
schulärztlichen dienstes sollen kinder zuhause
bleiben und den aussenraum meiden denn
gefährliche masern sind im umlauf und
verbreiten sich unerlaubt im zürcher oberland achtung
warnt die polizei verboten
ist befleckter empfang ohne schutz in
gewerblichen räumen in altstetten gibt
es ein getrocknetes amnion das niemand gegen finderlohn abholen will
der spiegel mit eigentlich nie ein kompliment machen? vielmehr
prüft er nur meine schiefe frisur aus haar so dünn wie
der anzeigen vom tag nach
den feuchten küssten von rafael oder
ist das etwas doch claus mit c?

York Freitag

babel

„eine Mischung aus Beseligung, Ruhelosigkeit,
Qual, Irrwitz, Wissbegierde, Berechnung“
Friederike Mayröcker

a

die ostgeborenen / ihre schatten
vor sich. In die ebene / von schinar
mann an frau / an mann. Noch
gleicher zunge. Urheber flut-vater

u. a. *unser* aber: geschiedene ein-
heiten. Statt sich zu zerstreuen /
über die erde / schon.

Eigene lehm-
schöpfungen / und die antennen *im*
himmel. Geheiligt die stadt und der
turm und die. Mit mündern geöffnet

begehen *werde* ich / die antagonis-
tischen brücken.

Links und rechts / sogar *dein name.*
Ja *dein reich* geteilt / in licht und.
Finsternis / von wo ich *komme* um

ein du. Zu verwirren / und noch eins

b

um irrlichter / zu stecken. Wider-
spenster zu erdenken. Deine tors: *dein
wille* und / mammonmotten. Stürzen
in die verglimmenden abende.

Straßen
voller flüssiggold. Schön / es *geschehe*
in kopie. Und *wie* der halb-

seidene dämon *im himmel*. Der duale

engel: *so auf* (deine) menschenkinder.
Zu *erden*. Ich. Ein anfang. Äußerlich /
errichtete phallen. Kann ich / oder nicht

irrewerden / an einseitigkeiten un-
sichtbar.

Unser mond. Und tägliches

lied um. *Brot* und wein verfangen /
sagen wir *gib*. *Uns* gegenseitig / auch
heute. Einem volk. Doppelte zungen

c

schwer *und* zungen bereit / für
spaltung. Sagen wir nicht *vergib*

widersprechen *uns unsere* grenzen:
ein reden gegen / die lehmziegel.
D. h. gegen die *schuld*.

Einer herab
von / der unfertigen turmspitze. *Wie*
ein antipode. Der selbst entzweit /
doch ich mache / gespreizte münder.

Flehe ohren an. Umsonst / mixe
kontraste: iche. Zum *wir* / und gleich

gewicht auf / diesen gedanken zu

vergeben. Die geburt des babylonischen
translators / es heißt sofort. *Unseren*
schuldigern magnetisch begegnen /
aber abschied.

Von der stadt wirrsal

d

von anderem stern. Oder planeten /
die sprache *und* / mundlos macht sie

den kopf. *Führe* ich zu /

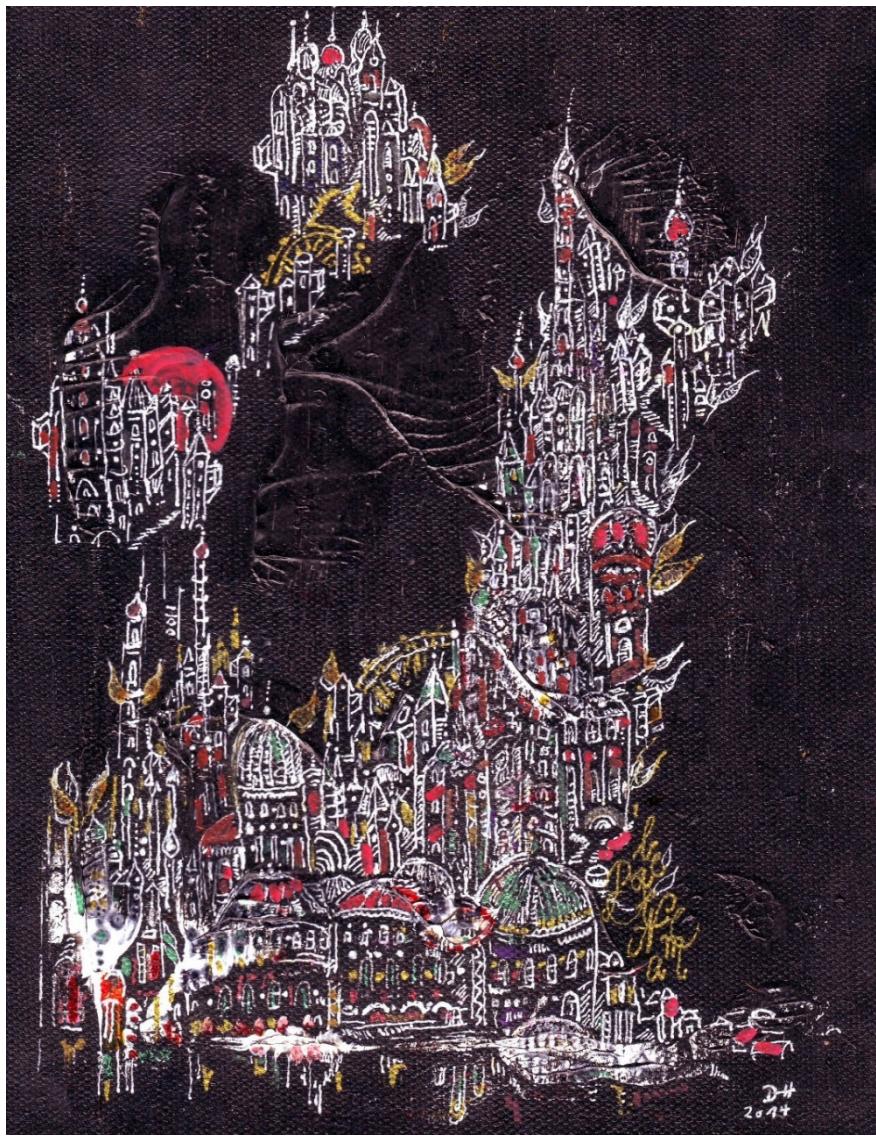
testweihen: ein-
heiten rein grammatikalisch. *Uns* also
mir läuft / zwar die kugel

durchs gekrümmte all / wer kreist
nicht mit und trifft sich. Am ende
wieder / *in versuchung*. Zu verwirren

usw. Den kontrapunkt überhören /

über den kleinigkeiten. Irr gehen:
nackte seelen. Nur zeitweise / aus flieder-
farbe. Oder nie. *Sondern* wenn man /
meint *erlöse uns*.

Von der gegenglocke
zurück / in den ostschoß. Über *dem bösen*.
Sein *amen* / fehlton. Abersinn



Der Kehrer

Jan-Eike Hornauer

Die Kugeln im Kopf

Dem Wahnsinn anheimzufallen. – Wie elegant diese sprachliche Wendung klingt, wie literarisch, wie historisch. Sie hat wenig Beängstigendes an sich. Sie macht neugierig. Erzeugt Spannung. Lässt auf eine interessante Geschichte hoffen. Doch wenn sie sich ihrem Inhalt nach manifestiert, so zeigt sich doch schnell, wie unheimlich, wie groß diese Macht ist, die sich mit ihr zugleich halb verbergen und halb offenbaren lässt, die in ihr gewissermaßen vollkommenen Ausdruck findet, in diesem rhetorischen Vexierspiel, das verharmlost im Dramatisieren, dramatisch macht mit harmlosen Mitteln, die Existenz des Gegenteiligen, also des Nichtwahnsinnigen, als Ausgangspunkt nimmt und mithin zwingend impliziert, sich selbst aber dem Festgelegtwerden stets zu entziehen weiß, immer der Interpretation überlassen sein muss. Und deren Bezugspunkte austauschbar sind, so leicht austauschbar sind und sein müssen ...

Die Kugeln knallten von innen gegen seine Schädeldecke. Dort taten sie je einen Schlag und fielen dann – ja, fielen, wurden nicht etwa, wie die Physik nahelegen würde, abprallend zurückgeschleudert – in den Kieferraum, rollten zu seiner Kehle, in sie hinein, häuften sich dort allmählich an, stapelten sich auf bis zur Luftundurchlässigkeit und erstickten ihn langsam. Und endlich konnte er einschlafen, beginnen einzuschlafen, ohne Bilder schon bald, nur noch das Knallen der an die Schädeldecke schlagenden Projekte im Ohr und ihr sanftes Klirren, wenn sie im Kieferraum auftrafen, nicht ganz gerade zumeist, sondern leicht springend von der einen Seite auf die andere, mit der stumpfen und der spitz zulaufenden Seite abwechselnd auftreffend, immer schneller, bis aus dem so verursachten hell klingelnden, sich ekstatisch immer weiter steigernden Rhythmus ein einziger Ton geworden war, dem dann ein beinahe schon zärtliches, metallisch klirrendes Kullergeräusch folgte, das in einem ankommenden, Geselligkeit anzeigenenden Pling seinen natürlichen Höhepunkt, sein Ruhe verursachendes Ende fand ...

* * *

Wie nur konnten die anderen leben? In dieser Welt, die doch vor allem – wenn nicht ausschließlich – aus Wahnwitz, aus purem Irrsinn bestand? Wie konnten sie da leben? Nicht nur überleben, sondern wirklich leben? Oder taten sie alle nur so

– genau wie er? Den ja schließlich die anderen auch für normal, für nichtverrückt hielten – wie zumindest anzunehmen, ja, ganz sicher anzunehmen war. Denn wenn sie ihn längst durchschaut hatten, dann wäre ja doch die Anstrengung, die ganze Mühsal und Qual, die ihn das Normalerscheinen kostete, seit – zumindest nahezu – jeher gekostet hatte, von groteskester Wertlosigkeit, ja, sogar von bedeuternder Schadhaftigkeit, und das nicht nur auf der Minus-Seite, das stand ja ohnehin außer Frage, sondern auch in summa, denn die Haben-Seite wäre dann ja leer.

Doch gesetzt, sie konnten leben, wirklich leben – wie nur konnten sie das in dieser Welt? Musste man da nicht verrückt sein? Oder zumindest blind? Blind und taub und stumm. Im übertragenen Sinne. Und wenn sie es konnten, konnten sie es von Geburt an – und nicht nur von Geburt an, sondern überdies auch noch, gleichsam automatisch, für immer? Oder gaben sie sich nur so, waren sie in Wahrheit wie er und gaben sich nur so? Doch wäre das nicht verrückt, wahrhaft, ja, wahnhaft verrückt, sich so zu verstellen, sich dermaßen zu verstellen, sich andauernd so zu verstellen? Oh, gewiss, das wäre es!

Also war er verrückt. Zweifelsfrei. Denn er verstellte sich. Verstellte sich schon lange. So lange, dass er an ein Nichtverstellen sich gar nicht mehr erinnern, ja, es nicht einmal mehr imaginieren, ja, nicht einmal mehr hypothetisch imaginieren konnte.

Doch war er damit wirklich alleine? Waren die anderen nicht im Grunde genauso wie er: Verstellungskünstler? Immense Mengen an Kraft dieser Tätigkeit hingebende, ja, bald nur noch für diese Tätigkeit, gegen diese Tätigkeit lebende Verstellungskünstler, die gerade wegen ihr, dieser Tätigkeit, dieser unsäglichen, widerwärtigen, restlos kräftezehrenden Tätigkeit nicht mehr leben konnten, ohne die zu leben so vollkommen unmöglich war? Wurden sie nicht etwa auch von dieser einzigen Möglichkeit des Lebenertragens, des freien, innergemeinschaftlichen, nicht von anderen, sprich der Gesellschaft, der ach, so feinen Gesellschaft, der in stetem Wandel sich befindlichen, sich stets auf ihre ewiggültigen Regeln, die natur- oder gott- oder sonstwiegegeben waren, sich berufende ... wurden sie von dieser einzigen Möglichkeit nicht auch aufgefressen, die also im Grunde eine Unmöglichkeit darstellte?

Und wenn sie das aber nicht wurden, wenn sie das Leben einfach hinnahmen, einfach hinnehmen konnten, zum Einfach-Hinnehmen von sich aus in der Lage waren, wirklich in der Lage waren, mussten sie dann nicht umso verrückter sein? Denn dann passten sie schließlich in eine Welt, in einen Kontext, der – und das

war zweifellos, da stimmte jeder zu – vollkommen verrückt, restlos aus den Fugen – die er vermutlich nie besessen hatte – geraten war – schon von Anbeginn an geraten gewesen war ...

* * *

Das Knallen der Kugeln, ihr klirrendes Trommeln, ihr helles Rollen, ihr hohes Pling – wie oft schon hatte es ihm Trost gespendet? Traurigen Trost, zugegebenermaßen. Doch konnte es anderen geben? Einen Ausweg, immerhin einen Ausweg bot dies alles. Einen Ausweg aus dieser Welt. Und somit auch einen Halt in ihr. Ein Mehr-ertragen-Können. Wegen des Wissens, dass man abbrechen konnte, jederzeit abbrechen konnte. Ein Ende machen mit dem Verrücktsein. Dem eigenen oder dem der Welt – zumindest für sich selbst auch dem der Welt ...

* * *

Und wenn die Welt gar nicht verrückt ...? Wenn nur man selbst ...? – Blödsinn! Vollkommener Blödsinn! Anzweifeln machte Sinn. Immer wieder Sinn. In zu viele Richtungen. Und musste getan werden. Deshalb. Oder trotzdem. Doch das Offenkundigste, die Verrücktheit der Welt, anzuzweifeln, das war zu unterlassen, unbedingt zu unterlassen. Nicht nur weil damit die Basis in Frage gestellt wurde – und die Basis in Frage zu stellen, brachte so leicht alles zum Einsturz, wirklich alles zum Einsturz, dass dies nicht getan, keinesfalls getan werden durfte! Sondern auch weil ihre offenkundige Festigkeit, ihre Unwiderlegbarkeit, ihr greifbares Fels-in-der-Brandung-Sein es von vornherein als sinnlos kennzeichnete, unübersehbar als vollkommen sinnlos kennzeichnete. – Oder geschah dies nur, dieses Als-sinnlos-Kennzeichnen, weil es die Basis war, zur Basis erklärt worden war, zur Basis gemacht, gedacht worden war ...? Aber von irgendetwas musste man schließlich ausgehen! Und konnte es einen festeren, unstrittigeren, offenkundigeren Ausgangspunkt als diesen, die Annahme, nein, das Wissen der Weltverrücktheit, überhaupt geben?

Oh, wie nur sollte er weiter Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche überstehen, überleben, durchleben? In dieser Welt. Zwischen all diesen Menschen. Die verrückt waren oder nicht verrückt waren. Wobei das erste bedauernswert war, mitleiderregend, zutiefst mitleiderregend. Das zweite aber noch furchtbarer, ja zutiefst grauenhaft und schrecklich. Wenn alle so verzweifelt waren wie er,

vielleicht immer schon so verzweifelt gewesen waren wie er, und das schon über Generationen, über Jahrhunderte, Jahrtausende gar! Unvorstellbar! Absolut und vollkommen unvorstellbar! Und dermaßen sinnlos. Leid ohne Sinn. Doch wie konnte das auch anders sein? Dass es Leid in der Welt gab, niemand konnte dies bestreiten, niemand bestritt es. Und dass es Sinn gab in ihr, echten Sinn – oh, wie üblich es doch war, diesen nicht zu sehen! Weil es keinen gab? Gewiss, weil es keinen gab ...

Das Knallen der Projektile. Das Hinabfallen der Kugeln. Für jeden Menschen eine Kugel. Für jeden, der lebte, für jeden, der gelebt hatte, für jeden, der noch leben würde ... Ach, nicht einmal für die, die gerade lebten, war doch genug Platz in seinem Kopf! Also, für die Kugeln, die ihnen zugesetzten Kugeln ... für sie selbst ohnehin nicht ...

* * *

Hinterfragen. Alles hinterfragen. Immerzu. Nur die Basis nicht. Nur die verfluchte Basis nicht! Wissen, dass dies nicht sein durfte, dass sie nicht in Zweifel gezogen werden durfte, keinesfalls in Zweifel gezogen werden durfte, und es doch immer wieder tun, immer und immer wieder ... und alles noch unerträglicher dadurch, ja, noch unerträglicher, auch wenn keine Steigerung mehr möglich schien, mehr möglich war, konnte sie doch, ja, konnte sie ganz offenkundig doch geschehen ...

Ob es den anderen auch so ging? Genauso? Oder so ähnlich? Oder ganz anders? Hatten sie alle weiße Jacken in Wahrheit, und die Arme auf dem Rücken, durch festgebundene Ärmel die Arme auf dem Rücken? Nicht in echt, natürlich, nur in Wirklichkeit, der Wirklichkeit seiner Kugeln?

* * *

Und wieder knallten die Kugeln gegen seine Schädeldecke, von innen gegen seine Schädeldecke. Und fielen herab, viel zu langsam herab, vollkommen unlogisch langsam herab. Und klirrten, klirrten ihr sich steigerndes Klirren in seinem Kiefferraum. Und rollten in Richtung seiner Kehle, zu seiner Kehle, in sie hinein. Und errichteten ein Bollwerk, ein luftdichtes Bollwerk. Wie fast jeden Abend seit langer, langer Zeit.

Wie lange sie wohl noch helfen würden, diese Kugeln, diese unechten Kugeln?

Andrea Stenzel

Der Faden der Ariadne

Soll ich Ihnen ein Geheimnis verraten? Es ist gar kein Krankenhaus, es ist ein Labyrinth. Natürlich sagen sie uns das nicht, aber ich habe es im Lauf der Zeit herausgefunden. Sie müssen es schon sehr schlau anfangen, wenn Sie die Wahrheit wissen wollen. Manches habe ich nur durch Zufall erfahren, anderes, weil ich ausreichend Geduld hatte. Ich bin ja schon seit mehr als zwanzig Jahren hier, da lernt man, geduldig zu sein, aber das Wichtigste habe ich trotzdem erst vor kurzem und auch nicht durch mich selbst erfahren. Wir haben nämlich Helfer. Sie geben uns einen Wink oder senden uns Botschaften. Verschlüsselt natürlich. Mitunter dauert es eine Weile, bis wir alles verstanden haben, aber am Ende gelingt es uns fast immer.

Auf diese Weise habe ich auch herausgefunden, wie wir entkommen können. Denn es gibt einen Ausweg. Unsere Helfer haben ihn mir gezeigt. Ich sagte ja schon, dass es sich in Wirklichkeit um ein Labyrinth handelt. Die vielen Türen, die zu immer neuen Türen führen, die Gänge, die auf einmal enden, ohne dass man versteht, warum... Hat Sie das nie stutzig gemacht? Wie meinen Sie? Sie sind erst gestern angekommen? Dann können Sie das natürlich nicht wissen. Aber lassen Sie mich Ihnen einen guten Rat geben. Trauen Sie hier keinem über den Weg. Besonders nicht den Ärzten und Pflegern, die sagen, dass man sich um Sie kümmern und Ihnen helfen werde und dass es Ihnen bestimmt bald besser gehe. Sie lügen Ihnen das Blaue vom Himmel herunter, denn Lügen ist ihr Geschäft. Sie wollen Sie nur gefügig machen...

In Wirklichkeit sind Sie ihr Gefangener.

Doch, es gibt hier so was wie einen Garten, das schon. Aber er ist von einer drei Meter hohen Mauer umgeben. Hätte ich Flügel, ich flöge zur Morgenröte und baute mir ein Haus. Kennen Sie das Zitat? Vermutlich ist es nicht ganz korrekt, aber Flügel, Morgenröte und Haus kommen darin vor, da bin ich sicher. Ja, ich wünschte mir manchmal Flügel, um über die Mauer zu fliegen. Trotzdem habe ich Angst. Ich frage mich nämlich, ob dahinter überhaupt noch was ist oder ob die Welt, so wie wir sie kannten, nicht längst aufgehört hat zu existieren. Man hört ja so gut wie nichts hier drinnen. Sie meinen, sie existiert noch genauso, wie sie immer existiert hat? Die Sonne, der Mond, das Gras... alles noch da, behaupten

Sie? Sie verstehen bestimmt, dass ich mich lieber selber davon überzeugen möchte. Und aus diesem Grund wollte ich auch den Ausgang finden. Aber wenn unsere geheimen Helfer nicht gewesen wären, würde ich wohl noch immer vergeblich suchen.

Am Sonntagabend, als alle schon schliefen, bin ich heimlich aufgestanden und habe noch mal eine Runde gedreht, die Pfleger kennen das schon, sie meinen, es sei meine innere Unruhe, die mich aus dem Bett treibe, darum lassen Sie mich gewähren. Sie geben mir ein paar Pillen, die ich nehmen soll, weil sie hoffen, dass ich dann ruhig werde. Aber ich spüle sie immer ins Klo, weil ich meinen Verstand noch brauche, auch wenn sie sagen, den hätte ich schon vor zwanzig Jahren an der Garderobe abgegeben, ein hoffnungsloser Fall, das sind so ihre Reden, natürlich sagen sie so was nicht zu mir, sie flüstern es hinter meinem Rücken, wenn sie glauben, ich höre es nicht, aber ich bin nicht schwerhörig, und mein Verstand ist klarer, als sie denken.

An diesem Abend setzte ich also meine tägliche Suche fort, ich hatte da so ein Gefühl, ich kann es nicht genau erklären, jedenfalls ging ich zurück in die Bibliothek, wo ich schon am Nachmittag gesucht hatte – ja, wir haben hier eine Bibliothek, alles gespendete Bücher, die niemand mehr will –, und da habe ich dann das Buch entdeckt. Ich habe sofort begriffen, dass es eine Botschaft von unseren Helfern ist – und dass es uns den Weg nach draußen zeigt.

Es kam jetzt vor allem darauf an, sich nichts anmerken zu lassen. Die Ärzte und Pfleger glauben nämlich, wir würden uns bei allem, was wir tun, sofort verraten, aber da haben sie sich ganz schön geschnitten, denn so einfach, wie sie denken, sind wir doch nicht zu lesen. Sie merken gar nicht, wie wir sie an der Nase herumführen und ihnen andauernd Fallen stellen. Was für Fallen? Nehmen Sie zum Beispiel Rosa. Sie malt immer Monster – ja, wir werden hier zum Malen angehalten, das nennen sie Kreativtherapie, als ob wir uns nicht alleine beschäftigen könnten. Rosa, müssen Sie wissen, wurde als sechzehnjährige vergewaltigt. Seither spricht sie nicht mehr, kein einziges Wort, sondern malt nur noch, und Doktor Brenner meint, die Monster seien Bilder ihres Vergewaltigers, aber wenn man genau hinsieht, steht unter jedem Monster ein kleines B, und der Name des Vergewaltigers fing nicht mit einem B an, so viel steht fest.

Mia hingegen, die kleine Dicke, die auch im Sommer immer einen Wollschal trägt, malt blaue Iris, aber dort, wo ein Blütenkopf sein sollte, kommen stets zwei aus

einem Stängel hervor. Die Ärzte sagen, das liege daran, dass ihre Persönlichkeit gespalten sei, aber in Wirklichkeit malt sie immer zwei Blumen hintereinander, die eine überschneidet die andere, darum sieht man den Stängel der einen nicht. Doch in ihrer Einfalt erkennen ihre Pfleger das natürlich nicht.

Was ich selbst male?

Ich male nichts als weiße Blätter. Mein Leben geht ja niemand was an. Seit kurzem habe ich angefangen, Linien zu ziehen. Sie fanden das bedeutsam, eine neue Stufe ist erreicht, sagten sie, doch sie sind sich noch nicht einig, was für eine Stufe. Ich habe aber bloß versucht, die Wege im Labyrinth nachzuziehen, und dann fiel mir das Buch in die Hände, wo etwas von einem Faden stand, und auf einmal stürzte es mir wie Schuppen von den Augen. Denn das war keine Geschichte im üblichen Sinn, sondern eine Botschaft, die unsere Helfer uns geschickt hatten, und damit niemand außer uns sie versteht – sonst hätten sie uns das Buch sofort abgenommen – haben sie sie in eine Geschichte verpackt.

Ich begriff auf der Stelle, dass mit dem Labyrinth nur das Haus hier gemeint sein kann. Die Gänge, die Türen, alles passt haargenau. Etwas schwieriger wurde es, als ich von dem Monster las. Es handelt sich offenbar um ein menschengestaltetes Ungeheuer mit einem Stierkopf, das jeden, der sich ins Labyrinth verirrt, bei lebendigem Leib auffrisst. Im ersten Moment wusste ich nicht, was unsere Helfer uns damit sagen wollten. Dann verstand ich. Verschwanden nicht jedes Jahr immer wieder einige von uns spurlos? Wo waren sie geblieben? Jetzt wusste ich Bescheid. Ich habe auch bald darauf den Mann erkannt, der das Labyrinth erbaut hat. Er hat heimlich Zeichen an den Wänden hinterlassen, an denen wir uns orientieren müssen, wenn wir den Weg nach draußen finden wollen. Obwohl er offiziell für unsere Peiniger arbeitet, ist er nämlich in Wirklichkeit mit unseren Helfern im Bund. Sooft ich ihn sehe, zwinkere ich ihm zu, und er zwinkert mir zurück. Bald ist es soweit. Wenn alles gutgeht, werden wir noch in dieser Nacht in Freiheit sein.

Am längsten habe ich, glaube ich, an der Geschichte mit dem Faden herumgerätselt. Es ist eine Art Denksportaufgabe, das stimmt. Je mehr Sie herausfinden, desto leichter wird es, und am Ende passt jedes Stück wie bei einem Puzzle zusammen. Stellen Sie sich vor, die Frau, die in der Geschichte den Faden hält, der die Gefangenen aus dem Labyrinth herausführen soll, heißt Ariadne, genau wie ich.

Zufall, meinen Sie?

Ich will Ihnen noch etwas verraten. Es gibt keinen Zufall im Leben. Das sollten Sie sich ein für alle Mal merken. Aber zurück zu unserer Geschichte. Zuerst dachte ich, ich brauchte tatsächlich einen Faden. Ich hab mir also von einem Pfleger Zwirn mitbringen lassen. Dass ich nichts mit Nähen am Hut habe, kann jeder sehen, der Augen hat. Also ließ ich die Rollen einfach über den Boden kullern und lachte dabei, dann sind sie zufrieden und fragen nicht groß, warum man etwas tut. Sie standen da und blickten sich mit diesem wissenden Blick an, von dem sie meinen, man sehe ihn nicht. Na, uns geht's heute aber gut, sagten sie, und ich nickte brav.

Die Zwirnsrollen waren ein Irrtum, wie sich bald herausstellte, denn natürlich ging es lediglich darum, den roten Faden im Kopf nicht zu verlieren. Ich hab es auch bald herausgefunden, und auch all das andere, dass es ein kleiner Notausgang im Keller ist, der in die Freiheit führt, von dem ich bis dahin gar nichts gewusst hatte. Schließlich gibt es hier unzählige Kellerräume, und keiner sonst hat einen Ausgang. Jetzt halte ich endlich den Faden in der Hand.

Eine Sache allerdings habe ich bis heute nicht verstanden. In der Geschichte, die unsere Helfer uns zukommen ließen, ist die Rede von einem Jungen, dem Sohn des Künstlers. Er gehörte weder zu der einen noch zu der anderen Seite, er war ein Junge, einsam und allein, und alles, was er wollte, war, einmal über die Mauer zu fliegen. Er wird bestimmt noch irgendeine Rolle spielen, ich weiß nur noch nicht, welche.

Wie er hieß, wollen Sie wissen.

Ich glaube, er hieß Ikaros. Was sagen Sie da? Das ist Ihr Name? Sie sind Ikaros? Dann sind Sie also von ihnen geschickt, uns in die Freiheit zu führen? Nein, sagen Sie besser nichts, ich verstehe Sie auch so. Natürlich ist es unverzeihlich, dass wir Sie nicht gleich erkannt haben. Aber Sie müssen begreifen, wie aufgeregt wir sind. Denn heute ist doch der große Tag. Der Tag der Freiheit. Die meisten von uns sind ja schon seit Ewigkeiten hier. Die Aussicht, endlich wieder frei zu sein, berauscht uns, als hätten wir Wein getrunken. Ich bin allerdings auch ein klein wenig nervös. Ich frage mich, ob ich da draußen etwas wiedererkennen werde. Ich erinnere mich kaum noch, wie eine reife Erdbeere roch, wie sich die Sonne auf meinem Gesicht anfühlte, wie es sich auf frischem Gras ging. Hier im Garten ist alles nur Stückwerk, ein Stück Himmel, ein Stück Erde, und die Mauern sorgen für immerwährenden Schatten. Da gedeiht kein Leben. Da fliegt kein Sommervogel von Blüte zu Blüte und sammelt süßen Nektar. Ich würde auch gern mal

wieder geradeaus laufen, ohne an eine Mauer zu stoßen, denn hier stößt man sofort an, und das ist kein angenehmes Gefühl, kann ich Ihnen sagen.

Was wir machen wollen, wenn wir in Freiheit sind? Ich bin sicher, dass man jetzt endlich unseren Wert erkennen wird. Martin zum Beispiel muss sofort zum Premierminister gewählt werden, er hat seit Jahrzehnten nichts anderes getan, als sich auf diese seine Rolle vorzubereiten. Mia wird vermutlich Blumen züchten, und Rosa will Kindergärtnerin werden, das hat sie mir im Vertrauen verraten.

Was ich selbst...?

Früher wollte ich immer den Mond vom Himmel holen. Dass er so weit oben ist, heißt ja nicht, dass man ihn nicht erreichen kann. Damals stieg ich jede Nacht aufs Dach des Hauses, mit einem Schmetterlingsnetz bewaffnet, denn man muss sanft vorgehen, wenn man den Mond fangen will, und obwohl ich mich ruhig verhielt und keinen Mucks von mir gab, obwohl ich niemanden belästigte oder störte und weder eine Rebellion noch einen Aufstand anzettelte, kamen sie, nahmen mich mit und sperrten mich hier ein. Wenn ich meine Freiheit wiederhabe, werde ich, glaube ich, wieder auf die Jagd gehen, denn ich bin mir sicher, dass ich es jetzt schaffen werde. Ich habe das so im Gefühl.

Ja, das ist die Tür. Kommen Sie ruhig näher. Sie ist nicht mal abgeschlossen. Das ist bestimmt ein Wink unserer geheimen Helfer. Ob ich nicht über die Schwelle gehen will? Das ist ein so großer Augenblick für mich, ich will ihn lieber nicht zu schnell vorübergehen lassen. Wie meinen Sie? Es gebe nichts zu fürchten? Na, dann werde ich also jetzt den ersten Schritt in die Freiheit tun... komisch, ich spüre gar keinen Unterschied. Da sind ja wieder nur Türen und Mauern und am Himmel ist weder Sonne noch Mond zu sehen und es riecht auch kein bisschen nach frischem Gras, von Erdbeeren ganz zu schweigen.

Sie hätten es mir ruhig sagen können, dass es hier draußen keine Welt mehr gibt. War es eine Atomkatastrophe, die sie zerstört hat? Oder haben wir die Umwelt so vergiftet, dass wir ihr damit den Rest gegeben haben? Oder war es am Ende ein Gottesgericht? Der jüngste Tag, an den schon lange niemand mehr glaubt?

Wie meinen Sie? Ich soll Ihnen unauffällig folgen? Wenn es hier draußen keine Welt mehr gibt, kann ich Ihnen genauso gut folgen, wenn Sie darauf bestehen. Allerdings wäre ich gern noch einmal auf Mondjagd gegangen, ich hab es so im Gefühl, dass ich diesmal erfolgreich gewesen wäre, aber man kann eben nicht alles haben, selbst wenn man Ariadne heißt und endlich den roten Faden gefunden hat.

Alex Judea

Der Kehrer

Es war aus dem Nichts aufgetaucht, hatte sich ohne sein Zutun aus dem Nebel geformt, der seine Welt umgab. Mittlerweile hörte er es ständig, selbst beim Fegen. Das Kratzen des Besens auf dem nackten Beton vermochte das Wort nicht zu übertönen. Es war, als läge ihm viel daran, von Julian gehört zu werden.

Obwohl er es nicht verstand, vermittelte dieses Wort ein Gefühl. Das konnte daher kommen, dass die Leute es nicht einfach so benutzten wie andere Wörter, sondern eine eigenartige Betonung darauf legten. Als wäre es wichtiger als die anderen. Jedenfalls hatte Julian das Gefühl, etwas zu verlieren, über das er sich bislang keine Gedanken gemacht hatte. Zum ersten Mal konnte das Fegen nicht mehr die beschränkte Weite seines Bewusstseins ausfüllen. Nachts lag er stundenlang wach, umklammerte seinen Besen, sah aus dem Fenster und lauschte, ob der Wind das Wort auch kannte.

Der Wind kannte es nicht, genauso wenig wie der Regen, der manchmal an die Scheiben klopfte und Julian das Fegen untersagte. Die Vögel, Igel und Ratten kannten es nicht, genauso wenig wie der Schmutz auf den Straßen.

Im Heim hatte es Veränderungen gegeben. Der Zigarettenkonsum hatte sich soweit gesteigert, dass eine unausstehlich große, den Sauerstoff auffressende Wolke im Raum schwebte. Es war totenstill. Jemand hatte das Radio ausgeschaltet und keiner hatte sich bemüht, es wieder einzuschalten. Julian wollte das alles nicht. Er versuchte, schneller zu fegen, um es zu beseitigen, aber der alte Reisigesen hielt es nicht aus. Der Teil mit den Borsten zersplitterte und blieb liegen, als wäre er tot. Julian verstaute ihn unter seinem Bett, um der Heimleiterin das Unglück zu zeigen, wenn sie ihn das nächste Mal zu sich bestellte.

Er fegte mit dem Stiel weiter, aber es schmerzte ihn, da das fehlende Stück jeden Tag weinte, wenn er das tat.

Eines Tages blieben die Türen des Heims verschlossen. Julian hatte das im Winter schon oft erlebt, wenn in der Nacht Schnee gefallen war. Die Heimleiterin hatte ihm einmal erklärt, es sei zu gefährlich, vereiste Straßen zu fegen. Und so stand

Julian hinter verschlossener Tür und presste sein Gesicht durch die Eisenstäbe, um den Schnee zu sehen.

„Ich kann dich nicht mehr aus dem Heim lassen“, sagte die Heimleiterin. Der Rauch ihrer Zigarette brannte wie Feuer und trieb Julian Tränen ins Gesicht. Er war von sich aus zu ihr gegangen, da die Straßen schneefrei waren, er aber trotzdem nicht kehren durfte.

„Ich habe es bisher geschafft, euer Leben zu retten, aber die Zeiten ändern sich. Es ist Krieg, Julian, und Krieg ist schlimm. Er kann mich davon abhalten, dir zu helfen.“

Da war es wieder, dieses Wort, das er nicht verstand. Seine Augen waren auf das Fenster gerichtet. Er versuchte etwas von den Straßen zu sehen, die er nicht mehr fegen konnte.

„Das bedeutet auch, dass ich dir keinen neuen Besen besorgen kann. Gott, wo bist du?“, sagte sie und sah zur Decke. Als Julian der Leiterin sagte, dort, über ihr, könne er Gott nicht sehen, weinte sie.

Er stand jeden Tag am Fenster und stellte sich vor, wie viele Menschen schon ihre schmutzigen Schuhe auf die Straße gesetzt hatten, ohne einen Gedanken an sie zu verschwenden. Wie viele sie ansleckten, Zigaretten auf ihrem Rücken ausdrückten. Das taten Menschen immer, und er konnte nichts mehr dagegen tun. Ein Zaun, der aussah, als würde er aus verschimmeltem Käse bestehen, hielt ihn zurück. Er überlegte, ob dieser Zaun vielleicht Krieg hieß.

Eines Abends sah er Lichter in seinem Zimmer tanzen. Sie tauchten auf, gingen unter, begleitet von Geschrei und lautem Dröhnen. Er ging zum Fenster und sah fremde Gesichter im Zwielicht, Männer in dunkelgrünen Uniformen.

Julian legte sich wieder ins Bett, umklammerte seinen Besen. Irgendwo schrie jemand. Er tastete mit der Hand am Boden entlang, bis er den abgebrochenen Teil fand und drückte ihn so lange auf die Stelle, wo er einmal gewesen war, bis er dachte, die beiden wären wieder verschmolzen.

Jemand riss die Tür auf, brüllte und warf mit harten Dingen nach Julian. Als kräftige Hände ihn hochzerren wollten, versuchte er sich am Bett festzuhalten. Jemand stand hinter ihm und brüllte. Plötzlich durchzuckte Julian ein Schmerz, wie er ihn noch nie verspürt hatte. Alles wurde dunkel. Das Letzte was er tat, war,

die beiden Teile seines Besens so fest zu umklammern, dass man ihm die Hände hätte abschneiden müssen, um sie wieder von ihm zu trennen.

Als er die Augen öffnete, fühlte sich sein Körper schwer an und sein Kopf tat ihm weh. Er befand sich in einer Art Kasten, der heftig schwankte. Die Landschaft bewegte sich. Er streckte die Hand aus, um zu begreifen, was vor sich ging, doch er bekam nur Luft zu fassen. Bäume rasten an ihm vorbei. Im Hintergrund konnte er blaue Berge sehen, deren Spitzen weiß waren.

Es gab einen starken Ruck und die Landschaft blieb stehen. Einer der Männer in den dunkelgrünen Uniformen tauchte auf. Er schüttelte den Kopf und zog etwas Schwarzes aus der Tasche. Er sagte, es sei besser, es gleich zu erledigen, bevor der Feind komme. In diesem Moment donnerte es. Der Mann warf sich auf den Boden.

Julian versuchte aufzustehen, was ihm nicht gelang, da etwas Schweres auf ihm lastete. Wieder donnerte es. Der Mann in der dunkelgrünen Uniform sprang auf und rannte davon. Als es zum dritten Mal donnerte, hörte Julian nur noch ein Piepsen in den Ohren. Der Kasten, in dem er lag, kippte.

Die Last auf seinem Rücken war verschwunden. Julian zitterte. Wo war der Besen? Seine Hände suchten ängstlich, panisch, verzweifelt und fühlten nur kaltes Metall. Er sah nach draußen. Die Landschaft war weiß, es hatte geschneit. Menschen rannten weg von ihm, ließen ihn liegen. Sie sahen seltsam aus. Sie liefen auf der Seite, als wäre die Welt verdreht. Kurz bevor eine letzte Granate den Laster in Stücke reißen sollte, bemerkte Julian etwas Schreckliches. Er glaubte endlich zu wissen, was Krieg bedeutete: Es gab keine Straßen mehr.



Werner Pelzer

Sirius

Sterne bellen nicht.
Schafe ziehen weiß
ins Grau. Schau und sitz
am Steinstrand
am Grasstrand, da
ertrinkt kein Sämann.
Niemand muss dem Wasser singen.
Es rauscht nur die Stadt
und die Traube.

Ein Hauch
von Abendgold, ein wenig
Rosenrot. Es kam ein Fremder,
der jagt die Sichel
über's Sternenmeer. Da ist
eine Saat gestrandet. Setz
das Schwalbensegel, es kommt
keiner mehr. Was gestern
bricht weg, was morgen
hab ich vergessen.
Hund im Himmel.

Werner Weimar-Mazur

wendekreis des kolibris

1

schnäefäden über den feldfluren
und in den flüssen kolibris
aufgewühlt aus dem grund
schlammiger hände

2

lungenfische schnappen
nach der unbekümmерheit
von dolden und lippenblütigen tagen

3

im surren von florfliegen und helikoptern
wartet gondwana

4

auf die wölbung des meeres
die krümmung der bergketten
am schiefrigen horizont

die spuren der jaguare leoparden
und des warans
verlieren sich in ausgelassenheit

kondensstreifen ziehen weiter
über deine schulterblätter
und deinen nacken

Doris Distelmaier-Haas

Sekundenstücke oder vom Irrsinn des Seins

Aufprall. Stoß. Sekundenstück. Zeitbruch. Er hört nichts, sieht nichts, spürt Körper um sich. Dicht umringen sie ihn. Viele sind es, menschliche, auch ein Tierkörper, der unablässig zittert, eine eigene Zeit ansetzt, gemessen am Zittern eines Hundes vielleicht, wenn es ein Hund ist. Die übrigen Körper, massive Leiber, zittern nicht, fügen Wälle, bergen. Groß strömt ein Fluss um sie herum, unaufhaltsam in seinem An- und Abschwellen. Gewaltig sind sein Sog und Zug. Er mitten darin, ein Stein, ein Fels, geschleudert hinein in diesen Strom, die Körper darum, die verhindern, dass er fortgerissen wird. Er bleibt. Steine, Felsen, bleiben. Sekundenstück, irregeleitet, wirft es Strahlen aus, lässt Lebensfetzen aufblitzen, Lichter, die vor dem Erlöschen aufscheinen. Ohne Augen, ohne Ohren. Wurf. **Zufall.**

Zufall. Zeit, Splitterteil, das festsetzt, ob er den sonnigen Wanderweg weitergehen, ins Auto steigen und auf seiner Terrasse sitzen wird oder ob er besinnungslos zu Boden stürzen, seine Frau dem Irren die Flasche entreißen wird, die er ihrem Mann auf den Kopf geschlagen hat, und nun ihrerseits angreifen, den Kerl treten und in den Abgrund stoßen wird. Möglichkeiten.

Offenes Hemd, rotbraun gebrannter großer Leib, weißwildes Haar, fahrig Augen, aus denen niemand schaut, das Rad geschultert, stürmt er die Böschung herunter, bringt heisere Laute aus, brüllt, stürzt, die Flasche in der erhobenen Hand, auf den Mann los, der dort mit seiner Frau wandert, seit vielen Stunden wandert, nun den Kopf gerade ein wenig zur Seite neigt, um dem Aufprall zu entgehen, rechts die tiefe, rote Schlucht des Esterelgebirges. „Schneller, so geh doch schneller,“ drängt die Frau leise. Sie gehen, setzen die Füße, Schritt vor Schritt. Wichtig ist allein das Gehen, Leben liegt darin. Toben, Schreien ist ihnen in den Rücken gesetzt, treibt sie wütig. Menschen kommen entgegen, Menschen mit Sprache, mit Augen, aus denen Menschen schauen, sogar Kinder sind dabei, die die Welt noch lernen. Normalität. Rückkehr. Auftauchen aus der Ratlosigkeit des **Wahnsinns**.

Wahnsinn. Begegnung zweier Menschen. Miteinander. Gebundenheit. Doppeltes Leben, vieräugig, vierohrig, vierbeinig, vierhändig, zweisprachig. Eine Landschaft,

ein Baum, ein Fluss wird sein Bild, wird ihr Bild. Sie wachsen zueinander, ineinander. Ein Lied, von ihr empfunden, von ihm gehört, ein Morgen, ein Abend, von ihm erlebt, von ihr genossen. Sie teilen, sie tauschen, hören mit den Ohren des Anderen, sehen mit seinen Augen. Alles wird Teil des Anderen. Er hält die Welt, sie hält die Welt. Mit der Selbstverständlichkeit einer Sonne, eines Regens, eines Tages sind sie füreinander da, wachen auf, schlafen ein. Stellt man eine Sonne in Frage, einen Mond?

Dann bricht einer aus, reißt und zerrt an diesem Band. Sie war es, sie setzt die Sonne außer Kraft, den Regen, den Mond, den Morgen, den Abend, jeden Tag. Alles wird Frage, verliert seine Selbstverständlichkeit.

Er starrt auf die Landschaft, den Baum den Fluss, beginnt den Morgen, endet den Abend. Ohne Farbe gemalt ist das Bild, auf einem Ton gesungen das Lied. Taub ist er, blind, ohne Sprache. Verlust, Fall ins Ich, das sich in seinem Verlust den Anderen aufschultert, als Wahn, als Idee. Jede Zeit wird wertlos, dumpf in der Aufeinanderfolge von Abläufen versunken. Die Gitter lösen sich, Handlungen werden sinnlos. Eine große Freiheit tut sich auf, Freiheit, die ihn fallen lässt. Dauersturz ins Irgendwo. Bruch, Abschied in allem, eine Gegenwart, die nur das Vergangene **schauen** will, keine Wirklichkeit finden mag. Wurf wird er, Abwurf. Nichts hält ihn, umfängt, birgt ihn.

Schauen, auf eine große, alte Tanne schauen, den Kopf voll Bilder, so vieler Bilder, dass sie hinausdrängen, in die Arme strömen, die Hände, dass man auf einmal aufbricht, sehr schnell, um das Denken zu verhindern, um diesen Baum zu umfangen mit den Händen, aus denen die Bilder fließen, eines um das andere, immer mehr und mehr, zu erfahren, daß die Arme nicht reichen. Wie alt mag die Tanne sein, **jahrhundertealt**?

Jahrhunderte trägt er, und wie jung er schaut, jeden beschaut und mich, die ich jünger bin als er und doch älter. Leicht vorgebeugt unsere Gesichter, mein Gesicht, sein Gesicht, angespannt beide. Ob man diese Jugend, ob man dieses Alter löschen kann? Durch den großen Saal ruft er, zieht, sucht mit dieser Kraft? Bleibt hingeneigt in Suche und Ahnung von dem, der kommt. Ich bin es, ich oder ist es jedermann, den er erwartet? Bin ich jedermann. Wer bin ich? Worte umströmen ihn, die Heiterkeit von achthundert Sommern. Er tritt heraus aus seinem Glas und wandelt uns gleich. Lang trage ich den **stummen** Kopf aus Stein, senke ihn in Begegnung.

Stumm und rund der winzige Mund, die Augen türkisblau und ohne Denken. Der neue Leib warm durchblutet, umstreichelt, umgriffen, die Rundungen gespürt, abgetastet, erfüllt, die minutiösen Finger bis hin zu den Zehen, die Nägel tragen, perlmuttern. Sprachlos, blicklos und so **lebendig** in den Armen, am anderen Körper.

Nichts gibt es, nichts, das neuem **Leben** gleichkommt. Es bricht auf in der Begegnung zweier Menschen, unaufhaltsam sucht es, drängt aus diesem Miteinander, springt heraus, ist neu, Blitz, eine wütige Quelle, die sich sprudelnd öffnet. Nutzt Vater, nutzt Mutter, frisst sie, zerstört sie. Der Anfang ist es, der Immeranfang, damit es Welt gibt. Zauberlächelnd bespricht es die Mutter, den Vater, macht sie zu Wegbereitern, willenslosen Helfern. Selbstzerstörung. Ihre Finger will es, ihre Füße, macht vor nichts **Halt**. Gefressenwerden, fressen.

Halt für Vogelkrallen, scharf in die Schulter gespitzt. „Schaut her, lacht!“ Wir lachen, mein Bruder und ich lachen. Der Vater drückt auf den Auslöser der Box. Der Vogel bohrt seine Klauen fester ins Fleisch. Er schaut meinen Vater an, röhrt sich nicht. Das genügt. Er muss nicht lachen. Er hockt auf meiner Schulter. Ich sitze auf den Knien meines Bruders. Mein Vater steht davor. Man kann ihn nicht sehen. Ich allein werde bleiben, mit Händen, die das Foto halten, Augen, die es betrachten, den Moment im Kopf abrufen, mit Sinnen, die das Stechen der Vogelkrallen fühlen, die Wärme des Bruders spüren. Ich kenne die Fortsetzung, die Lösung: Ich stehe auf, der Vogel hebt mit leisem Schwirren ab, mein Bruder streckt sich. Mein Vater hält das Bild in der Kamera fest. Papierenes **Fenster** zur Vergangenheit. Abrufbar.

Für jeden ein anderes **Fenster**, schmal oder groß, zum Hinausschauen und Suchen, zum Eintreten in das Außen, einen Garten vielleicht, der im weißen Rahmen der Gardinen liegt, einen Garten, der Bild bleibt, unbegehbar. Unbegehbar im Anfang, unbegehbar zum Ende, trägt er in der Mitte die Füße, empfängt und spürt sie. Elfenkrokusse öffnen sich mit dem kommenden Licht, schließen sich zur Dunkelheit hin. Jeden Morgen erwartet er die Helle, verfolgt, wie sie aus dem Rahmen des weißen Florentinertülls steigt, wie langsam die pastellfarbenen Blütenschalen aufgehen, sich zur Mitte des Mittags weit breiten. Zum Frühstück trifft klingend ein Zahn auf seinen Teller. Die Frau räumt diesen sorgsam in ein Silberkästchen. Wie viele Zähne hat der Mensch. Er zählt sie nicht,

auch nicht die gesammelten Stücke in dem Kästchen. Er schaut den Elfenkrokussen zu, misst seine Tage im Öffnen und Schließen der Blumen. Wenn das Licht ausbleibt, bleiben sie geschlossen. Er folgt den Wolken im Himmel über ihm, ruht auf seinem weißen Lager und sucht **Wolkenblumen**, verkehrt die Welt.

Wolken, wunderbare Wolken, gefiedert, ziehen im Rausch über den Himmel, tanzen und treiben in Spiralen, in Kreisen, trennen sich, begegnen einander. Traumspiel, Zauberwerk im Abendblau, immer am Abgrund, sekündlich ausgesetzt zu Fraß, zu Sterben. Von Falken umzingelt, umjagt, in quirlichen Fluchtpirouetten entkommend, zu blütenhaft aufschwirrenden Tiersträußen hochwachsend, die sich elegant herabsenken, feuerwerksgleich zerstieben in diesem Schnabelgitter der Raubvögel, die schwingend angreifen, ohne Unterlass spalten und teilen, hetzen und fassen, aus den Tausenden eine der Fledermäuse packen und wieder eine von ihnen, die fortтанzen in angsthafter Flucht und engen Flügen, so ungerührt und **so schön**.

So schön, wie sie die Köpfe vorstrecken, sich aufrichten, hineindrängen ins Bild, all die Gratulanten und Geladenen mit ihren aufwändig gesteckten Frisuren, ihren üppig dekorierten Hüten, die nach Bewunderung rufen, einer mehr als der andere, in ihren raffiniert genähten Kleidern, mit Spitzen und Bändern verziert, überfallenden Ärmeln, steilen Korsagen, alle für diesen Tag, für dieses Foto gesucht, gewählt, mit Eifer probiert und mit Stolz angezogen.

Mittendrin die Braut in schlichem Weiß, das junge Gesicht hinter dem glatten Schleier, verhüllt und voll Frage. Daneben der Bräutigam, die Augen auf die Braut gerichtet.

In Eile geschickt und gebracht, mit Neugier und Stolz entgegengenommen, Telegramme der königlich bayerischen Telegraphenanstalt, knappe Grüße und Wünsche zum Fest, pünktlich und jetzt zum Tag, diesem besonderen, der Hochzeit des jungen Paares. Wer ist der Absender, wer will noch Teil haben, Platz finden in dieser Festgemeinschaft? Aus Ulm, aus München, aus Nürnberg treffen die Blätter ein. Mit graziösen Engeln, kunstvoll gemalten Blumen dekoriert, in Gold geprägt, in erhabenen Lettern gesetzt, bunt, schwarzweiß, auf vielerlei Karten und Umschlägen fantasievoll aufgebracht, türmen sie sich, die Glücksbotschaften, Gedichte, Festreden, Hymnen, reihen sich die Blumen, schwelgende Gebinde, mit Schleifen und Schärpen garniert, ein jedes im Wettstreit. Welches ist das schönste, das teuerste. Kein Platz, nirgends, wo sie

nicht stehen, ihren Duft verströmen, auf den Etageren, den Fensterbänken, den Kommoden, Schränken, Tischen. Immer wieder fügen sie sich neu zu Gruppenbildern, verschmelzen mit den Blumen, den Geschenken, den Präsentkörben. Weiß, so weiß die Braut, bleibt die Frage hinter den Schleier gestellt. Sie sprechen, weisen einander an, stehen eng in Berührung. Das Bild bestimmt sie, es wird Zeuge sein dieses Tages, wird morgen und alle weitere Zeit das Fest beschwören, die schönen Gesichter, die Kleider. Irgendwann werden sie Antwort sein auf die Frage der Braut, wird die Eile und Ungeduld der hundertjährigen Telegraphen Ruhe gefunden haben, sorglich umschlungen von Schleifen, hinein in Kartons geordnet. Wer will sie hüten und erhalten, all die lang verstummten Gratulanten in ihrer Hingabe an das Jetzt der Hochzeit, an das Jetzt kommenden Lebens, Fortbestand und Dauer, Eingang ins Immerneue, ins Immervergehende, in den Wahnsinn des Todes. Wer bewahrt ihn, den festlich geputzten **Menschenschwarm**?

Schwärme von Vögeln, lebendigkleinen, die grazilen Köpfe ständig in Bewegung, zu allen Seiten hin prüfend, nach Feinden Ausschau haltend, hier, dort, auffliegend, abfliegend, rasch einen Samen, ein Korn erhaschend, um verstohlen fortzujagen in schützendes Buschwerk, den Irrsinn der Selbsterhaltung. Angeboren. Erlenzeisige, Grünfinken, Tannenmeisen, Mönchsgrasmücken mit gelb aufscheinenden Flügeln, klitzekleinen, scharf gespitzten Schnäbeln, punktrunden schwarzen Augen. Pelziggrau im Dickicht getarnt, **Lauer**, Anspannung, Absprung, steilstiller Anflug, die Fittiche pfeilscharf geschlossen, mitten in die Wirren aufschwingender Flügel hinein schießt der Sperber sekundenrasch hindurch, die Beute winzig in die Fänge gekrallt.

Sprachlos am Ende des Tischs, klar gestaubt, rein, Sicherheit ausstrahlend, Ordnung, sieht sie **lauernd** in die Augen ihres Gegenübers, kehrt zurück zu der glatten Holzfläche, betrachtet sie aufmerksam, hört Worte, nimmt sie nicht auf, bemüht sich, versteht nicht. Immer weiter folgen Sätze einander, ein Gedicht vielleicht, das man mehrfach sprechen muss, um es zu begreifen, ihm als Wirklichkeit zu begegnen, die betrifft. Sie folgt den Gesten des Anderen, dem Neigen seines Kopfes, dem Nicken und leichten Schütteln, dem Öffnen des Mundes, einem Stummfilm gleich. Möglicherweise sitzt sie in einem Kino. Sie ist nicht sie selbst, wird Zuschauer. Danach geht das Licht an, die Klappsessel schnellen hoch. Man geht hinaus ins Licht, der Wahnsinn bleibt zurück hinter der

Leinwand, der geschlossenen Türe. Die Worte lassen nach, sind nicht mehr für sich selbst gesetzt, werden Frage, deutliche Frage.

„Geht es nicht gut?“ Kein Film also. Wirklichkeit. Welche Wirklichkeit? „Wir werden Ihnen helfen.“ Ihr Kopf will keine Ordnung annehmen, nicht diese neue Ordnung. Er sperrt sich, schützt sich. Wilde Wortmengen kreisen in ihrem Gehirn, sie kennt sie aus Fernsehsendungen, Zeitschriften, Erzählungen. Sie schiebt sie fort, Tumor, Streuen, Prozentzahlen, Bestrahlen, Chemotherapie, ja, Überlebenschancen, ihre Überlebenschancen. Dieses Vokabular gilt ihr, zieht sich eng über ihren ganzen Körper. Langsam läuft ihr Blick von den Augen des Gegenübers, die reine Tischplatte entlang, betrachtet ihren Körper in seinen sorgfältig gewählten Kleidern, sehr fein abgestimmte Grautöne, gerade ein wenig Korallenrot im Schmuck, blassgrau die Schuhe dazu. Unnötig, er lohnt nicht, dieser Aufwand für einen Leib, der in ein solches Wortnetz gelegt ist. Sie bewegt einen Fuß, ist erstaunt, daß er sich drehen läßt, nach rechts, nach links. Dann hebt sie die Hand, auch sie funktioniert. Sie steht auf, rückt den Stuhl und versucht zu sprechen. Es gelingt ihr.

Auch der Arzt antwortet. Normalität geradezu, seine Normalität. Sie erreicht die Türe. Er spricht und spricht. Sie hört ihn nicht mehr, geht hinaus in das **Blau** des Tags.

Mehr **Blau**, immer dichter drängt sich die Farbe im Fenster, begegnet den unmerklich steigenden Blautönen auf den Beinen, den Armen der Frau, taucht das Gesicht abendlich blass. Die Augen bleiben dunkel. Der Mund steht offen, die Lippen, erscheinen fast schwarz, entlassen unregelmäßige Atemstöße, schwer, schleifend. Die Decke über den Augen verliert sich, entzieht sich. Die vier Stuckköpfe, die die Lampe umwachsen, geben Laute von sich, lösen sich auf. Stetig mehrt sich das Blau, die Stuckköpfe versinken in Blau, ziehen langsam um ihren Hals herauf, über das Kinn hinweg. Sie dreht die Füße, die Finger, Unruhe überläuft den Körper, Schauer überjagen ihn. Sie öffnet den Mund weit, will schreien, setzt vehement an, verstummt abrupt, bleibt still, den Blick im Ruf erstarrt.

Werner Weimar-Mazur

undulation

1

großes herzecho an der wand
hängen gemälde von bruegel
du spielst violine

2

wir falten blumen zu gedichten
und verfüttern sie an die ungläubigen
hautflügler

3

adonisfalter wollen wir sein
auf einem röntgenbild
mit lungenflügeln

4

du atmest groben sand
mit den flugzeugen
ziehen stare übers gebirge

Werner Weimar-Mazur

Aθήνα 1980

wir teilen tage und wunder
schlagen echsen die köpfe ab
und sammeln angespülte quallen
an ufern der meere

wir erklären uns liebe und gedichte
du sprichst über schnee
deine stimme schmeckt
nach dem honig des hymettos
der sich erhebt über der stadt
wie der rücken eines gestrandeten wals

ende oktober setzt regen ein
und schwemmt den staub
eines ganzen sommers von den straßen
dass die stadt zittert und bebt

in den metzgereien hängt
das fleisch von der decke
platons olivenhain ist erstickt
im lärm und gestank der autoabgase
erschreckt uns nicht das letzte aufbüäumen
einer untergehenden zeit

um elf geht mein flieger



Autoren

Doris Anselm *1981 in Buxtehude/Niedersachsen, lebt in Berlin und arbeitet als Radio-reporterin. Veröffentlichungen von Prosa in Anthologien und Literaturzeitschriften, u. A. entwürfe, DUM, etcetera und]trash[pool.

Kerstin Becker *1969 in Frankenberg/Sachsen, lebt als freie Autorin (und Lektorin) in Dresden. Veröffentlichungen in diversen Literaturzeitschriften und Anthologien, u.a. Ostragehege, Zeichen & Wunder, Poet[mag], wortwerk, Versnetze. Mehrere Preise u. Stipendien, u.a. 2. Preis beim Irseer Pegasus. Einzelband: *Fasernackte Verse*, Fixpoetry.Verlag, Hamburg 2012 (jetzt: Horlemann).

Birgit Brüster *1965 in Neuss, Studium und Promotion an der LMU München. Autorin, Werbetexterin, Journalistin (für die Süddeutsche Zeitung und den Bayerischen Rundfunk), Literaturdozentin. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, u.a. in TORSO. Mehrere Auszeichnungen, u.a. beim Salzburger erostepost-Literaturpreis 2011.

Rüdiger Butter *1963 in Münster /Westfalen, lebt und schreibt seit 1969 in Mainz. Studium der Publizistik, Geschichte und Germanistik. Diverse Publikationen in Zeitschriften und Anthologien sowie Einzeltitel, zuletzt der Gedichtband *Wort und Butter*, Message 2012. Mehrere Stipendien und Preise, u.a. beim Lyrikwettbewerb „Der Rhein“ des Vereins Cantando-Parlando in Sankt-Augustin.

Doris Distelmaier-Haas *1943 in Bonn, studierte Romanistik und Anglistik; Promotion. Künstlerische Ausbildung an den Akademien in Perugia und Salzburg. Lebt und arbeitet in Bonn als Schriftstellerin, Künstlerin und Kunstdozentin. Diverse Einzelausstellungen , zuletzt 2012 im Ludwig-Ganghofer-Museum Leutasch/Österreich sowie im Haus an der Redoute, Bad Godesberg 2013. Neben Beiträgen in Zeitschriften und Anthologien zahlreiche Buchpublikationen seit 1972; zuletzt *Moorbirken und schwarze Stiere. Meine Leutasch*, ill., Brockmeyer 2012 und *Venedig. Fest und Vergehen*, ill., Brockmeyer 2013.

Michael Eisenkopf *1957 in Gelsenkirchen, lebt und arbeitet als Industriekaufmann in Lahnstein. Journalistische und literarische Arbeiten; Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften, u.a. in Matrix.

Christian Folde *1984 in Dresden, aufgewachsen auf der Schwäbischen Alb, Studium der Philosophie und Literatur in Hamburg und Stockholm, derzeit Promotion in Philosophie. Mehrere Stipendien und Auszeichnungen, u.a. Scheffelpreis 2004, Karl H. Ditze-Preis 2013. *Die Böschung* (Erzählung) erscheint in: Ziegel – Hamburger Jahrbuch für Literatur 2014.

York Freitag lebt in Berlin. Studium der Musik und Philologie. Tätigkeiten u. a. als Journalist, Lektor und Dozent. Auslandsaufenthalte. Wissenschaftliche Arbeiten. Übersetzungen aus dem Englischen und Russischen.. Lesungen, u. a. auf der Leipziger Buchmesse und im Rahmen der Dichterbegegnung Berlín-Latinoamérica Cita de la Poesía. Veröffentlichung von Lyrik und Prosa in Zeitschriften und Anthologien, u. a. bei Peter Lang und Suhrkamp. Finalist beim 14. open mike 2006. Preisträger im Literareon-Kurzgeschichten-Wettbewerb 2007. Gewinner des 2. Carmer-1-Lesebühnen-Wettbewerbs im Bereich Lyrik 2012. Stipendiat von „Unternehmen Lyrik“ 2013.

Julia Frick *1990 in Ludwigshafen, studierte u.a. Klassischen Gesang und darstellende Kunst in Mannheim und absolviert gegenwärtig ein Studium der Skandinavistik und der Europäischen Ethnologie an der CAU Kiel. Veröffentlichungen in Anthologien. Sie war zweimal unter den Preisträgern des bundesweiten Schülerlyrikwettbewerbs „lyrix“, ausgeschrieben vom Deutschlandradio und dem Verlag „Das Wunderhorn“.

Axel Görlach *1966 in Kaufbeuren, lebt als Autor und Lehrer in Nürnberg; Pädagogikstudium in Nürnberg, Studium der Philosophie und Neueren Deutschen Literaturgeschichte in Erlangen und Hagen, Studium des Deutschen als Zweitsprache und der Türkischen Sprache in Nürnberg und Istanbul; Gründungsmitglied und Wettbewerbs-Juror von „gemeinsamgeschichten e.v.“ zur Förderung von Kunst und Kultur im Raum Nürnberg.

Michael Elias Graul *1965 in Leipzig. Steinbildhauer, Schmuckgestalter und Autor. Letzte Veröffentlichungen: Worte gegen Rechts, 2012, und Kunst und Kultur, 2013. Auszeichnung beim bundesdeutschen Wettbewerb „Worte gegen Rechts“, 2013.

Elias Hirschl *1994 in Wien geboren; nach dem Abitur Zivildienst (für psychisch Kranken), und Beginn eines Studiums der Mathematik und der Philosophie. Erfahrung mit Poetry Slam und Musik seit der Schulzeit.

Jan-Eike Hornauer *1979 in Lübeck, lebt in München. Studium der Germanistik und Soziologie in Würzburg. Erster Band: *Schallende Verse* (Lerato 2009). Herausgeber und Mitautor von Prosa-Sammlungen, zuletzt »Grotesk!« (Candela 2011) sowie von Lyrik-Anthologien, hier zuletzt »Der schmunzelnde Poet« (Candela 2013). Einer der „größten“ Literaten Deutschlands (exakt zwei Meter Körperlänge)!!

Ulrike E. Hornung *1948 in Darmstadt, lebt in Baden-Württemberg. Veröffentlichungen im Realis Verlag und Paashaas Verlag.

Signe Ibbeken *1966 in Berlin geboren. Sie arbeitet freiberuflich als Schauspielerin, Regisseurin und Schauspiellehrerin. Mitbegründerin der literarischen Lesebühne "Carmer 1" im Buchhändlerkeller Berlin. Publikationen in diversen Anthologien und Zeitschriften. Auszeichnung: Wiener Werkstattpreis 2013 (Hauptpreis der Jury)

Alexander Judea *1984 in Temeschburg/Rumänien; seit 1994 in der Bundesrepublik. Studiert Informatik und Germanistik und promoviert zur Zeit in einem Teilgebiet der Informatik, der automatischen Verarbeitung menschlicher Sprache. Schreibtätigkeit seit längerer Zeit; dies ist seine erste Veröffentlichung.

Jens Kaup *1983 in Aschaffenburg. Im Hauptberuf als Groß- und Außenhandelskaufmann tätig. Seit 2002 bei "Radio Klangbrett" als Moderator, Redakteur und Autor der Radioglossen „Liebes Tagebuch“ und „Aggro-Jim“ tätig. Publiziert Gedichte und Shortstorys seit 2007. In diesem Jahr auch Finalist des 7. Aschaffenburger Poetry Slams.

Mónika Koncz *1985 in Senta (Serbien). Studium der Neueren deutschen Literatur und Geschichte in Freiburg. 2008 Paula Rombach-Literaturpreis für den Einakter *Matroska* (2. Platz). Seit 2009 Studium am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. 2011 Drehbuchpreis *Ansichtssache 3* und Verfilmung in Belgrad. Zahlreiche Preise und Stipendien, zuletzt Stipendium der Stiftung Brückner-Kühner. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Philip Krömer *1988 in Amberg geboren. Seit 2009 Studium der Germanistik und Buchwissenschaft in Erlangen. 2012 Gründung des Bänkelsang-Hörbuchverlages. Publikationen u. a. auf dem literarischen Blog „Zu Fuß nach Nimmerland“ (www.philipkroemer.wordpress.com).

Julia Lajta-Novak studierte Anglistik in Wien und Edinburgh und Kulturmanagement in London. Neben zahlreichen literaturwissenschaftlichen und journalistischen Publikationen veröffentlicht sie Gedichte und Kurzprosa in britischen und österreichischen Literaturzeitschriften. Sie lebt und arbeitet in Wien.

Tobias Lewkowicz * in Berlin, nach eigener Aussage “gelebt in Hildesheim, Münster und Gießen, einige Veröffentlichungen in Anthologien, dies und das studiert und immer noch auf der Suche nach irgendwas”.

Anja Liedtke *1966. Studium und Promotion in Dortmund, arbeitete im In- und Ausland als Dozentin. 2013 erschien ihr dritter Roman *Reise durch amerikanische Betten*, Projekt Verlag, Bochum, Freiburg. 2001 - Förderung (nach Erscheinen ihres ersten *Grün Gelb Rot. Ein Heimatroman*, Argument Verlag Hamburg) vom Literaturbüro NRW. 1996 Bettina-von-Arnim-Literaturpreis.

Iris Muhl lebt und arbeitet in Zürich. Sie schreibt seit vielen Jahren Prosa, Bilderbücher, Lyrik und Sachbücher. Zuletzt erschienen die Romane *Drei Sommer wie ein Winter*, Hänsler 2013 sowie “*Schwimmschnee*”, jung 2014.

Werner Pelzer *1959 in Düren. Studium der Rechtswissenschaften in Bonn und Heidelberg. Als Bundesbeamter in verschiedenen Teilen Deutschlands tätig, seit 2001 in Bonn.

Bertram Reinecke *1974 in Güstrow. Studium der Germanistik, Philosophie und Psychologie in Greifswald. Seit Herbst 2000 in Leipzig. 2006 Diplom am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. 2009 Gründung des Verlags Reinecke & Voß. 2014 Aufenthalt in Dresden als „Poet in Residence“ sowie Stipendiat der sächsischen Kulturstiftung. Zuletzt: *Engel oder Pixel*, Berlin 2012; *Sleutel voor de hoogduitsche Spraakkunst*, Roughbooks, 2012.

Elke Sarwey schreibt seit einigen Jahren in einer Schreibgruppe, zurzeit setzt sich beim Schreiben mit dem Chaos auseinander.

Anastasja Schmidt *1987 in Nowaja Ljalja/Russland, zweisprachig aufgewachsen. Seit dem sechsten Lebensjahr wohnhaft in Bielefeld. Bachelorabschluss in den Fächern Germanistik und Literaturwissenschaft. Teilnehmerin der Schreibwerkstatt der Jürgen-Ponto-Stiftung 2014.

Kamila Stadniczuk *1987 in Neisse, Polen, lebt seit ihrer Kindheit in Deutschland, schreibt seit der Grundschule Geschichten. Zurzeit studiert sie Japanisch und Soziologie in Düsseldorf. Bisher veröffentlicht: Kurzgeschichte *Säugling* in der Anthologie "Schaurige Geschichten", Piepmatz Verlag 2012.

Andrea Stenzel *1962 in Kassel geboren. Studium der Klassischen Archäologie und der Klassischen Philologie (Griechisch) in Göttingen, u. a. Dozententätigkeit an der UDL (Universität des dritten Lebensalters) in Göttingen zu literaturwissenschaftlichen Themen. Schreibt Prosa und Gedichte. Für ihr Gedicht *Brachland* erhielt sie 2013 den Silberbergpreis.

Isabella Vogel *1988 in Berlin, wo sie immer noch wohnt. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Heilerziehungspflegerin, Integrationserzieherin. Studium der Sonderpädagogik an der Humboldt Universität. 2011 Debütroman *Am Sonntag kommt doch keiner* in der Dahlemer Verlagsanstalt.

Jule Weber *1993, lebt und arbeitet in Darmstadt. Sie trat bereits auf zahlreichen Poetry-Slam-Bühnen in Deutschland, Österreich und der Schweiz auf. 2012 gewann sie die Hessischen sowie die Deutschsprachigen Meisterschaften im Poetry Slam in der Kategorie der unter 20-jährigen.

Carsten Weber-Isele *1965 in Marburg an der Lahn. Studium der Medizin in Erlangen, Weiterbildung zum Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, lebt und arbeitet (eigene Praxis) in Frankenberg / Eder. Einzeltitel: *Blauschneetage*, Roman, BoD 2013.

Werner Weimar-Mazur *1955 in Weimar. Studium der Geologie in Karlsruhe; arbeitet als beratender Ingenieurgeologe / Geotechniker, lebt seit 1992 im Raum Freiburg im Breisgau. Schreibt Gedichte und Prosa. Mitglied u. a. im Literaturforum Südwest e.V., Literaturbüro Freiburg und in der Literarischen Gesellschaft Thüringen e.V.

Wir danken allen
Förderern
und
Inserenten
des
DICHTUNGSRING



www.sparkasse-koelnbonn.de

Unser soziales Engagement. Gut für Köln und Bonn.



Soziales Engagement ist für uns selbstverständlich. Wir setzen uns dafür ein, dass die Bürger in der Region am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Deshalb unterstützen wir zahlreiche Initiativen in Köln und Bonn, die sich für soziale Projekte einsetzen. Ob Spendenaktion für Kinderheime, Anschaffung von Kindersportrollstühlen für einen Verein, Förderung der AIDS-Stiftung oder Unterstützung einer „Überlebensstation“ für Obdachlose: Wir engagieren uns. **Sparkasse. Gut für Köln und Bonn.**

PARK BUCH HAND LUNG

Barbara Ter-Nedden
Koblenzer Straße 57
53177 Bonn-Bad Godesberg
info@parkbuchhandlung.de
www.parkbuchhandlung.de
Tel: 0228 352191 • Fax: 359021

„Ein schönes Buch ist
wie ein Schmetterling.
Leicht liegt es in der
Hand, entführt uns von
einer Blüte zur nächsten
und lässt uns den
Himmel erahnen.“

Laotse

PARK
BUCH
HAND
LUNG

RISTORANTE

PIZZA CASA

Schultheißgasse 6 • 53177 Bad Godesberg
☎ 0228 / 36 36 75

Mo. – Fr.: 11.30 – 15.00, 17.30 – 23.30

(Küche bis 23.00)

Sa., So. & Feiertage: 11.30 – 23.30
(durchgehend warme Küche)

Liefer- und Mitnahmeservice

Lieferzeiten: von 18.00 – 22.30



Wechselnde Ausstellungen von Künstlern aus der Region

„Wie bitte?“ war gestern!

BECKER
HÖR AKUSTIK

www.beckerhoerakustik.de

Kommen Sie zum Spezialisten für gutes Hören in Koblenz • Andernach • Bad Ems • Bendorf • Bernkastel-Kues • Bingen • Bonn-Bad Godesberg • Lahnstein • Linz • Mayen • Mendig • Montabaur • Nastätten • Neuwied • Oberwesel • Polch • Puderbach • Simmern • Zell • Inhabergeführtes Familienunternehmen, nach internationalen Qualitätsstandards zertifiziert.



Hear the world
an initiative by PHONAK

Allee-Apotheke

Cornelia Grigutsch

Baumschulallee 1

53115 Bonn

0228 - 63 77 61



Ihre Apotheke im Schnittpunkt zweier Alleen

Und dann weint Rudi. Seine Schultern zucken und
amrte: „Scheiße.“ Mehr sagt er nicht, und er tut mir sehr

um ih.

„Komm da hervor und setz dich hin!“, sagt die
Ihr ihre
aenstriche
chließt

N Neubeginn

„...n, setz dich“
„Bitte' nor

Das gibt's nicht Das pack ich nicht
Ich pack's nicht

Zu Hause hat er sich sein Bett erst hingemalt,
statt zu schlafen gelbe Linden in Kugelform
geschnitten,

grüne Schnapsgläser geleert ...

Zum Wohl, kichern die Gläser, zum Wohl,
und ziehen ein paar Blicke an. Tut mir leid,
sagt auf Gretas Rippen
eine Hand, und die Rippen antworten, schon

gut.
Rippen eue Hand,
den des Nachthemde
nde. Aber Greta

M

Rose

und

selbdritt

einen haselnussbraunen Strauch

von Ades Farben gevestpert

getrunken und in den Nachteaffles

es gab Zetten, da hat er gern Teepetun

um A,

ich E

reht sich

istert

ss

ne rene Weile her
d, m Ged zu
mehrab der
dann. Die
pt.
t, in.
schuppen
shamen soll.
die
dene ei
dese s
die
A. die

Greta hilft Greta

„...n, ruft Rudi laut. „Dass
denke, dass
nnöig sind
ir die
kalt werden
it. Die Schnäck
istig
der Geschmack
Wen und verdoberen
mir
er hatte
sehr streici
sein Bett
er hingen
ate vor allem
der Kopf Na und
statt zu schlafen gelbe Linden

R auf Gr
Marille

I au

selbdritt

einen haselnussbraunen Strauch

von Ades Farben gevestpert

getrunken und in den Nachteaffles

es gab Zetten, da hat er gern Teepetun